

SOTEH03

Kulturtheorie: Der Mensch als Subjekt

Das Studienheft und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist nicht erlaubt und bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Rechteinhabers. Dies gilt insbesondere für das öffentliche Zugänglichmachen via Internet, Vervielfältigungen und Weitergabe. Zulässig ist das Speichern (und Ausdrucken) des Studienheftes für persönliche Zwecke.

© Europäische Fernhochschule Hamburg GmbH · Alle Rechte vorbehalten

© Europäische Fernhochschule Hamburg GmbH
Alle Rechte vorbehalten.

0522A02

SOTEH03

Kulturtheorie: Der Mensch als Subjekt

**Klaus Schmidt
Prof. Dr. Katharina Kriegel-Schmidt**



<https://www.euro-fh-campus.de/soteh03>

Klaus Schmidt

Klaus Schmidt ist Mediator, Ausbilder und im Leitungsteam der Schule Interkultureller Mediatoren (SIM) sowie der bundesweiten Forschungsgruppe Mediation (ForMed) aktiv. Ihm geht es in Ausbildung und Lehre darum, lebendiges Wissen zu vermitteln und Chancen zur Reflexion zu eröffnen.

Wissenschaftlich beschäftigt sich Klaus Schmidt mit der Frage, wie Kommunikation funktioniert und wie sie misslingt. Klaus Schmidt ist im In- und Ausland als Lehrbeauftragter und Autor für verschiedene Hochschulen tätig.

Prof. Dr. Katharina Kriegel-Schmidt

Katharina Kriegel-Schmidt ist Studiengangsdekanin des Studiengangs „Soziale Arbeit (B.A.)“ an der Euro-FH.

Sie hat Erziehungswissenschaften, Psychologie und Interkulturelle Wirtschaftskommunikation studiert und promovierte 2012 zum Thema Interkulturelle Mediation an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. In Forschung und Praxis widmete sie sich lange Zeit intensiv Familien in eskalierten Konflikten sowie der Vermittlung in internationalen Kindschaftskonflikten. Bis 2017 war sie als Vertretungsprofessorin am UNESCO-Lehrstuhl Heritage Studies/Interkulturalität an der BTU Cottbus-Senftenberg tätig.

Neben ihrer Tätigkeit an der Euro-FH ist Frau Kriegel-Schmidt Repräsentantin der Deutschen Stiftung Mediation und leitet die bundesweite Forschungsgruppe Mediation. Sie ist Mitbegründerin der Schule Interkultureller Mediatoren mit Sitz in London und Berlin und engagiert sich in Fort-, Aus- und Weiterbildungskontexten auf nationaler wie internationaler Ebene.

Die in unseren Studienheften verwendeten Personenbezeichnungen schließen ausdrücklich alle Geschlechtsidentitäten ein. Wir distanzieren uns ausdrücklich von jeglicher Diskriminierung hinsichtlich der geschlechtlichen Identität.

Falls wir in unseren Studienheften auf Seiten im Internet verweisen, haben wir diese nach sorgfältigen Erwägungen ausgewählt. Auf die zukünftige Gestaltung und den Inhalt der Seiten haben wir jedoch keinen Einfluss. Wir distanzieren uns daher ausdrücklich von diesen Seiten, soweit darin rechtswidrige, insbesondere jugendgefährdende oder verfassungsfeindliche Inhalte zutage treten sollten.

Kulturtheorie: Der Mensch als Subjekt

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1 Einführung in die Subjekttheorie	3
1.1 Die „kulturelle Dimension des Sozialen“	3
1.1.1 Soziales kulturell erklären	3
1.1.2 Wissen, Bedeutungen, Routinen und andere Begriffe der Kulturtheorie	4
1.2 Das Subjekt in vielen Perspektiven	6
1.3 Was sehen wir in den verschiedenen Perspektiven der Subjekttheorie?	8
Zusammenfassung	9
2 Die kulturelle Konstruktion des Säuglings	11
2.1 Ein Wissenskonflikt	12
2.2 Klare Aufgabe, unklare Lösungen und noch zu entdeckende Problematisierungen	12
2.3 Die Lösungen Heidruns, die Lösungen Annas	14
2.4 Individueller Fall oder überindividueller Fall?	18
2.5 Familienbande	19
2.6 Grundlagen des Wissens über Kinder	20
2.6.1 Heidrun oder die Macht der Experten	21
2.6.2 Nanette oder die ‚intensive Elternschaft‘	22
2.6.2.1 Das Imaginär der Geburt	23
2.6.2.2 Das einzigartige Kind	24
2.7 Schauplätze eines Kampfes um das Subjekt	25
2.7.1 Wirklichkeitsaneignung	26
2.7.2 Identitätsentwicklung	28
2.7.3 Miteinander kommunizieren	34
2.7.4 Subjektivation at work: Triadische Verhältnisse	39
Zusammenfassung	45
3 Das Schicksal Nanettes in zentralen kulturtheoretischen Begriffen	47
3.1 Kultur	47
3.2 Das Subjekt	48
3.2.1 Subjektivation und Subjektform	48
3.2.1.1 Subjektivation	48
3.2.1.2 Zur Subjektform	51
3.2.1.3 Praktiken	52
3.2.1.4 Diskurse	54

3.2.2	Die Mitwirkung des Subjekts an seiner Entstehung	55
3.2.2.1	Die Lust, man selbst zu sein	55
3.2.2.2	Die Lust, keiner von denen da zu sein	57
3.2.2.3	Eine gigantische Maschine der ‚Veränderung‘	61
3.3	Multikulturalität in einer Gesellschaft	64
3.3.1	Kulturelle Hegemonien	67
3.3.2	Die Hegemonie in der Organisierten Moderne in der Mitte des 20. Jahrhunderts	68
3.3.3	Die kulturelle Hegemonie der Gegenwart – Das postmoderne Subjekt und die Logik der Singularisierung	75
	Zusammenfassung	77
	Schlussbetrachtung	79
	Anhang	
A.	Bearbeitungshinweise zu den Übungen	80
B.	Lösungen der Aufgaben zur Selbstüberprüfung	84
C.	Literaturverzeichnis	87
D.	Empfohlene Literatur	95
E.	Abbildungsverzeichnis	96
F.	Sachwortverzeichnis	97
G.	Einsendeaufgabe	99

Einleitung

Über „Kultur“ und den Menschen als „Subjekt“ in einem kurzen Studienheft zu schreiben, ist einigermaßen heikel, wenn so ein Heft eine lesbare Einführung sein soll – das Thema ist weit, die Begriffe anspruchsvoll und manchmal sehr abstrakt. Gleichzeitig ist aber das, worum es geht, sehr lebensnah und verlockt dazu, sich in Beispielen zu verlieren. Wir haben uns für folgendes Vorgehen entschieden:

Das erste Kapitel soll einen kurzen Rundumschlag bilden. Worauf es im Studienheft ankommt, soll skizziert, einige Grundgedanken schon hier formuliert, die zum Thema gehörigen Stichwörter mindestens einmal genannt worden sein. Die Basics der Kultur- und Subjekttheorie haben Sie am Ende des Kapitels schon verstanden.

Auf diese Weise – erst Rundumschlag, dann Vertiefung – hoffen wir, dass Sie und wir umso entspannter uns den interessantesten Aspekten unseres Themas, gerade anhand von Beispielen, widmen können, ohne die theoretischen Konstrukte dabei ganz aus den Augen zu verlieren.

Im zweiten Kapitel sollen einzelne Begriffe vertieft, andere neu eingeführt werden, wozu wir Ihnen dann – hoffentlich – bereits Lust gemacht haben. Die Vertiefung geschieht anhand einer Geschichte, die viele von uns so ähnlich erleben – hier allerdings noch einmal durch einen speziellen Einsatz bis ins Dramatische gesteigert – den Konflikt zwischen jüngeren und älteren Familienmitgliedern angesichts eines Neugeborenen. „Wie sieht hier ein angemessener Umgang mit dem Säugling aus?“ ist die Frage, an der sich die Gemüter erhitzen.

Zu Beginn des dritten Kapitels hoffen wir, Sie bereits soweit für das Subjekt und seine Kultur interessiert zu haben, dass wir es wagen können, systematisch die einzelnen Begriffe, die Ihnen bis dahin begegnet sind, zu vertiefen. Die Erarbeitung von Definitionen und Begriffen steht also (ganz unkonventionell) am Ende; zuvor erfolgt die systematische Entwicklung der Relevanz einer kultur- und subjekttheoretischen Perspektive an einem Beispiel.

Soweit unser einführender Überblick. Es bleibt uns nichts, als Ihnen viel Spaß bei der Lektüre zu wünschen!

1 Einführung in die Subjekttheorie

In diesem ersten Kapitel wird der konzeptuelle Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen das Studienheft sich bewegt: die Kultur- und Subjekttheorie. Sie lernen die spezifische Frageweise der Kulturtheorie im Unterschied zu anderen Frageweisen und den für die Subjekttheorie typischen, multidisziplinären Zugang kennen.

1.1 Die „kulturelle Dimension des Sozialen“

Der Gegenstand vieler, nicht nur sozialer Berufe, ist „das Soziale“ (Scheu & Autrata, 2011, S. 44).

Übung 1.1:

Stopp! Das (über-)liest sich einfach. Aber bitte überlegen Sie einmal kurz: Was, meinen Sie, ist „das Soziale“ an Ihrer beruflichen Tätigkeit?



In diesem Studienheft geht es um die „**kulturelle Dimension** des Sozialen“ (Moebius & Quadflieg, 2006, S. 9).

Was ist mit „kulturelle“ Dimension gemeint? Wenn wir von **Dimensionen des Sozialen** sprechen, gehen wir davon aus, dass gesellschaftliche Erscheinungen grundsätzlich von verschiedenen Seiten betrachtet werden können. Und eine dieser Seiten ist kulturell. Die sogenannte **kulturelle** Dimension ist erst in den letzten Jahren entdeckt worden. Es geht bei ihr um Strukturen des Denkens, Vorstellens, Handelns von Menschen, in unserem Kontext insbesondere von Adressatinnen und Adressaten und denjenigen, die sich mit Sozialpädagogik, Kindheits- und Jugendpädagogik oder Sozialer Arbeit befassen. Es geht darum, zu erklären, wie sie in einer Situation handeln konnten oder handeln mussten, warum es ihnen sinnvoll erschienen ist. Als Orientierung ganz kurz gesagt:

Bei Kultur geht es **um das Denkbare und Machbare**.



1.1.1 Soziales kulturell erklären

Warum erscheint uns unser eigenes Handeln machbar? Wie sind wir darauf gekommen, irgendein Handeln ins Auge zu fassen?

Um die kulturelle Dimension des Sozialen gut begreiflich zu machen, hat der vielleicht produktivste deutsche Kulturwissenschaftler Andreas Reckwitz (★ 1970) sie von anderen Dimensionen abgegrenzt.

Reckwitz meint, die derzeit wichtigsten Erklärungsweisen für das Handeln laufen eigentlich immer auf drei Modelle hinaus: ein ökonomisches, ein soziologisches und ein relativ junges kulturtheoretisches Modell. Alle drei Modelle erheben den Anspruch, das menschliche Handeln nachvollziehbar zu machen, und alle haben einiges für sich!

→ Modell a)

Eine der wichtigsten Erklärungen verbindet Handeln mit ‚**subjektivem Interesse**‘. Sie oder Ihre Adressaten wollen ein Ziel erreichen. Sie verfolgen mit Ihrer Handlung einen persönlichen Zweck, z. B. den, dass es Ihnen Spaß macht. Oder sie wollen Geld oder Ein-

fluss oder sogar – Selbstverwirklichung. Nach allem Überlegen erscheint es Ihnen richtig. Auf die Frage „Warum handeln wir?“ lautet die Antwort hier: Weil wir wollen. Dies ist, sagt Reckwitz, das wichtigste Erklärungsmuster der **Ökonomie** und häufig auch der **Psychologie**. Wer handelt, hat darüber nachgedacht und orientiert sich an sich selbst! (Reckwitz, 2000, S. 119)

→ Modell b)

Die zweite sehr wichtige Erklärung, warum wir handeln, wird dagegen mit Zwang erklärt oder besser: mit Zwängen. Andere erwarten etwas von uns: Eltern, Lehrer, Partner, Vorgesetzte – nicht zuletzt die Gesellschaft. Wir sind umgeben von Normen! Handeln wir den Vorstellungen Anderer zuwider, dann werden wir bestraft oder wir haben ein ungutes Gefühl, weil wir sie längst verinnerlicht haben. Handeln wir gemäß den Normen, werden wir belohnt: mit der Zustimmung der Anderen, ihrer Achtung, Geld usw. Warum handeln wir? Antwort: Weil es kollektiv geteilte „**soziale Normen**“ oder verinnerlichte **Werte** gibt. Dies ist das wichtigste Erklärungsmuster der **Soziologen**. Wer handelt, tut das, weil er sich verpflichtet fühlt! Wir haben es hier also mit an „Verpflichtungen orientiertem Handeln“ zu tun. (Reckwitz, 2000, S. 125)

→ Modell c)

Die dritte und letzte Erklärung menschlichen Handelns und menschlicher Handlungsweisen ist nun jene, um die es in diesem Studienheft geht. Es ist eine Erklärung des Handelns nach dem Modell der **Kulturtheorie**. Hier heißt es: Es ist gut möglich, dass wir so oder so handeln, weil wir wollen und/oder weil wir uns verpflichtet fühlen. Doch lasst uns dennoch eine Ebene tiefer ansetzen! Dann kommen wir noch ein Stück weiter. Die Erklärung, die auf den ersten Blick vielleicht etwas gewöhnungsbedürftig klingen mag, lautet: Wir, als Alltagsmenschen und als Professionelle, genauso wie unsere Adressatinnen und Adressaten, handeln auf eine bestimmte Art und Weise, weil wir/sie ein **spezifisches Verständnis von der Wirklichkeit** haben, das wir/sie gelernt haben. Dieses Wissen ist zu einem kleinen Teil **präsent und abrufbar**, zu einem größeren Teil ist es jedoch uns und ihnen in Fleisch und Blut übergegangen und damit **verinnerlicht**. (Reckwitz, 2004)

1.1.2 Wissen, Bedeutungen, Routinen und andere Begriffe der Kulturtheorie

Wie können wir annehmen, dass ein spezifisches Verständnis von Wirklichkeit handlungsleitend sein könnte? Indem wir uns klar machen, dass kein Gegenstand, kein Ereignis an sich gut oder schlecht ist. Es bekommt durch verschiedene Daten erst seine **Bedeutung**. Egal, wohin wir schauen: Es kommt darauf an, was die Dinge bedeuten. Vieles ist dabei so selbstverständlich, dass wir die Bedeutung von den Gegenständen nicht mehr trennen können. Wenn wir sagen: „Dieses Wissen ist verinnerlicht“, dann ist hierfür das Autofahren ein gutes Beispiel: Wir können durchaus nicht immer erklären, wie genau das Zusammenspiel unserer beiden Füße die drei Pedale Bremse, Kupplung und Gas betätigt. Wir **können** es. Es ist eine **Routine** geworden. Oder denken Sie an Ihre alltäglichen Wege: Sie müssen überlegen, um diese zu beschreiben, aber Sie laufen sie, ohne nachzudenken!

Das verinnerlichte oder abrufbare Wissen wird von Wissenschaftlern unterschiedlich gefasst, meist übrigens als „Wissensordnungen, die wahlweise als Wissensvorräte, kulturelle Codes, Deutungsmuster, kollektive Repräsentationen, Sinnhorizonte oder Differenzensysteme konzeptualisiert werden“ (Reckwitz, 2004, S. 312): Wie auch immer der

Begriff „Wissen“ im Einzelnen gefasst wird – wichtig ist: Wir haben unser Wissen organisiert, wir „schreiben den Gegenständen der Welt bestimmte **Bedeutungen** zu“ (Reckwitz, 2004, S. 313). Das nun Wesentliche ist: Bedeutungszuschreibung und Handeln sind eng verknüpft!

Das mag an dieser Stelle noch etwas merkwürdig klingen. Deutlicher wird dies im zweiten Kapitel, in dem Sie anhand eines Beispiels die kulturwissenschaftliche Denkweise und ihre Konzepte anwenden können.

Halten wir jedoch schon einmal fest:

Die kulturelle Dimension des Sozialen ist angesprochen, wenn zur Erklärung menschlichen Handelns Begriffe wie Wissen, Sinn, Bedeutung, aber auch Können und Routine herangezogen werden.



Schauen wir noch einmal auf die drei Modelle zurück, bevor wir tiefer in die Kulturtheorie einsteigen. Sie merken schon, die Modelle sind unterschiedlich komplex und scheinen unterschiedlich vertraut. **Im Alltag** argumentieren wir meist mit dem ‚zweckrationalen‘, ökonomischen Modell (a). Journalistische Interviews fördern Erklärungen nach Modell (a), manchmal auch nach Modell (b) zutage. Modell (c) klingt für viele ungewohnt.

Wir sollten uns klar machen, dass die Modelle sich nicht ausschließen, sondern jedes Modell sinnvoll für Erklärungen angewendet werden kann. Denn natürlich handeln wir nach persönlichen Gründen und Wünschen (a). Doch diese Gründe sind bereits gefiltert nach unseren Wertvorstellungen und sozialen Normen (b). Aber was Wert, Norm und Wunsch ist, hängt immer davon ab, was für uns **denkbar und machbar** ist (c).

Man kann es sich so vorstellen, dass die Modelle aufeinander aufbauen und unterschiedliche Tiefen des Handelns angehen:

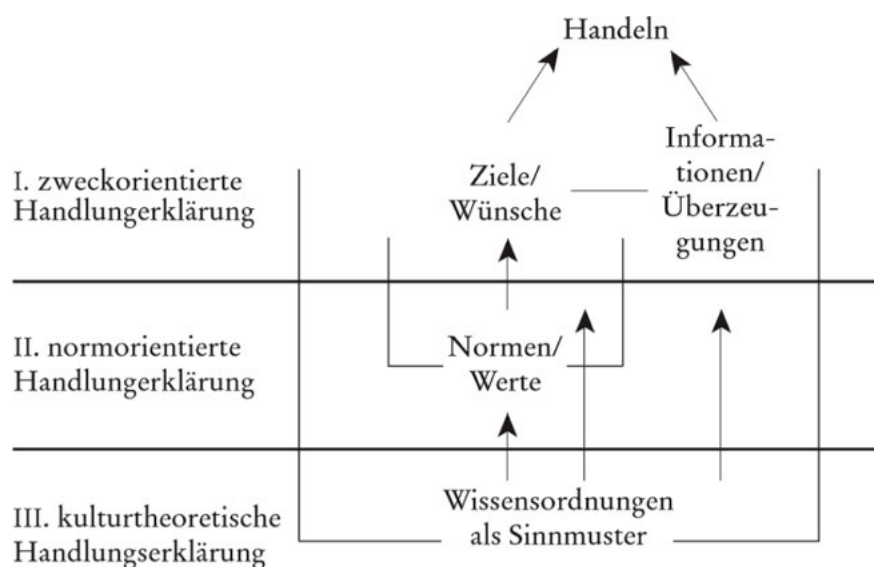


Abb. 1.1: Drei Möglichkeiten von Handlungserklärungen und wie sie aufeinander aufbauen (Reckwitz, 2000, S. 143)

Abschließend sollten wir uns merken:



Wissen, Sinn usw. können als Erklärung herangezogen werden – nicht nur, um Handeln zu erklären, sondern auch subjektives Wollen, Normen oder Werte.

Wenn gesagt wird, eine Sache sei kulturgebunden, dann heißt das, es hängt von dem Wissen ab, das damit verbunden wird.

Dass Modell (c) das bei Weitem jüngste ist, sagten wir schon. Es sind unterschiedliche Wissenschaftler gewesen, die ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Arbeit unternommen haben, über die Bedeutung der Dinge und unser Wissen nachzudenken. Oft ist ihre Arbeit zunächst als subversiv erlebt worden, heute dagegen sind die Underdogs und Provokateure von damals zu Klassikern der Kulturtheorie und damit selbst zu einem Beispiel für **Kulturgebundenheit** von Wissen geworden.

Vielleicht haben Sie von einem der Bücher schon einmal gehört:

Hinweis: Klassische Bestseller der Kulturtheorie

- Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge (Foucault, 1971)
- Pierre Bourdieu: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft (Bourdieu et al., 1997)
- Erving Goffman: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag (Goffman, 2003)
- Claude Lévi-Strauss: Traurige Tropen (Lévi-Strauss; 1978)

Einen besonderen Reiz besaß und besitzt diese Literatur zweifellos auch dadurch, dass viele der kulturwissenschaftlichen Klassiker es sich zum Grundsatz gemacht hatten, an der Entlarvung gesellschaftlicher Mythen mitzuwirken bzw. eine „**Entschleierung**“ der gesellschaftlichen Verhältnisse vorzunehmen. Wenn Sie Lust haben, lesen Sie ruhig ein Buch dieser Klassiker!

1.2 Das Subjekt in vielen Perspektiven

Unter Verwendung des Labels „Subjekt“ interessieren sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler etwa seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts für den Menschen.

Wird der Mensch als Subjekt beschrieben, dann als einer, der aufgrund eines bestimmten Wissens erst zum Mitglied einer Gesellschaft – oder besser zu einem der großen Kollektive in einer Gesellschaft – wird und darin trotzdem eine gestaltende Funktion übernimmt. Der Mensch als Subjekt verfolgt seine Interessen.



Subjektsein bedeutet für den Menschen, eine Form angenommen zu haben, die in einem begrenzten zeitlichen und räumlichen Zusammenhang vorkommt und dort Geltung besitzt. Subjektsein bedeutet, auf historisch-lokaltypische Weise handlungsfähig zu sein, d. h. sich selbst und die eigene Welt zu verstehen und mit anderen darin zusammenwirken zu können.

Interessieren wir uns für das Subjekt im kulturtheoretischen Sinn, dann für alles das, was uns bewusst und unbewusst zum Teil unserer Gesellschaft(en) macht. Dies erforscht keine einzelne sozialwissenschaftliche Disziplin allein. So finden sich neben den soziologischen auch zahlreiche literaturwissenschaftliche, historische und kulturanthropologische, psychoanalytische, psychologische, erziehungswissenschaftliche und selbst altphilologische Analysen, innerhalb derer heute unterschiedliche kulturtheoretische Schwerpunkte gesetzt werden, die ihrerseits extra gelabelt werden können, bspw. – um einige zu nennen – als poststrukturalistisch, praxeologisch, postkolonialistisch, feministisch oder auch kommunikations- oder medientheoretisch.

In ihrer Unterschiedlichkeit – und in ihrem teilweise mehr oder weniger offenen Konkurrenzverhältnis zueinander – kann es durchaus sein, dass Disziplinen sich in derselben Sache widersprechen oder dass die Teile nicht zusammenzupassen scheinen.

Sollte Verwirrung durch Vielfalt Ihre berechtigte Sorge sein, kann es für Sie zu mehr Gelassenheit im Studium führen, die Zugänge stets als Perspektiven, d. h. als Einladung zu einer bestimmten Sichtweise, aufzufassen.

Ein kulturwissenschaftlich orientierter Altphilologe gibt hier einen wichtigen Impuls. Folgen wir ihm, schließen sich Perspektiven auf einen Gegenstand nicht aus: Jedes Lebensphänomen ist in seiner „lebendigen Fülle und Ganzheit (...) unausschöpflich ausdeutbar. Es kann in den verschiedenen Köpfen und Herzen, denen es in den verschiedenen Zeiten begegnet, sehr verschiedene ‚richtige‘ Bilder und Deutungen hervorrufen, die sich ablösen mögen, aber sich nicht auszuschließen brauchen – so wie ein Bergmassiv, das wir umwandern, sich vor uns allmählich in zahllosen Aspekten entfaltet, die alle voneinander verschieden und doch sämtlich ‚richtig‘ sind“ (Steinmann, 2015, S. 104).

Die Subjekttheorie ist multidisziplinär und damit multiperspektivisch angelegt. Eine Perspektive kann als Einladung zu einer bestimmten Sichtweise verstanden werden.



Für viele bietet die mit der Multiperspektivität verbundene Vielgestaltigkeit unseres Themas einen besonderen Reiz, da sie es erlaubt, wenn nicht sogar verlangt, immer wieder einmal die Sichtweise zu wechseln und von einer anderen Seite her auf ein Phänomen zu schauen. Michel Foucault bspw. hat es in seiner wissenschaftlichen Biografie nicht bei einer Perspektive ausgehalten und „den Berg“ gleich aus entgegengesetzten Richtungen beschrieben. Zunächst beschrieb er den Menschen als unter die gesellschaftlichen Verhältnisse rettungslos Unterworfenen, um schließlich – zum großen Unverständnis seiner Zeitgenossen – ihn als denjenigen zu schildern, der „die Kunst, sich nicht dermaßen regieren zu lassen“ (Foucault, 1978, S. 240), durchaus erlernen kann.

Seit dem Beginn des 21. Jahrhunderts ist das Nachdenken unter dem Label „Subjekt“ von einem offenkundigen politischen Engagement geleitet. Politisch heißt dabei, wie Menschen ihre eigenen Interessen gegenüber der Gesellschaft wahrnehmen können. Und tatsächlich, nachdem seit den 1990ern eine gewisse kritische Masse von subjektbezogenen Forschungsergebnissen zusammengekommen ist, bedarf es fast einer Rechtfertigung, aus subjektbezogenen Forschungsergebnissen keine politischen Konsequenzen zu ziehen. Denn die Verbindung zwischen Subjekt und Politik liegt äußerst nahe: Theorien und Konzepte zum Subjekt beschäftigen sich mit der Möglichkeit und Methodik, buchstäblich „Menschen [zu] machen“ (Straub, Sabisch-Fechtelpeter & Sieben, 2012, S. 17).



Die Subjekttheorie zeigt nicht nur, wie Menschen geworden sind und was sie sind; sie zeigt auch, wie sie sich verändern (lassen).

1.3 Was sehen wir in den verschiedenen Perspektiven der Subjekttheorie?

Ob Sie als Studierende selbst das Nachdenken über den Menschen als Subjekt hier politisch oder einfach aus Neugier an dem Woher und Wohin menschlichen Wollens und Handelns motiviert, das sei Ihnen überlassen. Auf alle Fälle bietet für Sie das Feld der Subjekttheorie sehr abwechslungsreiche und zugleich nützliche Ansatzpunkte. Worum geht es dabei?

Unter der Perspektive des Menschen als Subjekt kommen unterschiedliche Dinge in den Blick – und dies je nach Disziplin, Tradition und Interessenlage der Autoren.

- Zunächst kommt eine, wenn man so will, Trägheit des Einzelnen gegenüber dem Neuen und der Veränderung in den Blick, ein konservatives Element, das jeden Menschen kennzeichnet. Das Kulturwesen Mensch hat, ob es will oder nicht, die es umgebende soziale Struktur verinnerlicht. Klienten (Erwachsene wie Kinder) und Professionelle tragen seit ihrem Aufwachsen so eine Struktur in sich. Diese Verinnerlichung erlaubt (und zwingt) jedes Subjekt, (s)eine soziale Struktur zu re-produzieren. Wenn Gesellschaften ein erstaunliches Beharrungsvermögen besitzen, dann liegt dies an dieser verinnerlichten Struktur.
- In den Blick kommen ferner die teils gewaltsamen, teils mit sanftem Nachdruck vorgenommenen Maßnahmen, die das Subjekt gefügig machen, das zu tun, was von ihm erwartet wird. (Forscher sprechen hier ungescheut von Zu- oder Abrichtung der Subjekte.) Ausdruck dieser Maßnahmen sind sowohl der Gewissensbiss als auch bestimmte Formen der Selbsterforschung.
- Unter der Perspektive Subjekt interessiert darüber hinaus das, was Menschen über ihre Welt wissen, nach welchen Kriterien sie darin Dinge wie auch andere Subjekte unterscheiden, interpretieren und bewerten.
- Es interessiert auch, das alltägliche – überwiegend unreflektierte – Handeln, durch das Subjekte erst zu Subjekten werden. Solche „Routinen“ funktionieren in der Perspektive der Subjekttheorie wie Trainings und produzieren im besten Falle echte Virtuosen des Alltags. Unter dieser wie der vorigen Perspektive werden Beschreibungen von Wissens- bzw. Praktikenkomplexen produziert, wie sie für verschiedene Kollektive typisch sind.
- Alle Zugänge betonen die Bedeutung, die persönliche Beziehungen für die Entwicklung des Subjekts besitzen. Eine besondere Rolle wird man hier den „subjektiv“ als besonders bedeutsam erlebten Beziehungen einräumen wie dem Paar und der Familie – aber auch mehr oder weniger großen Kollektiven, in die der Einzelne sich freiwillig oder unfreiwillig „ein-gliedert“.
- Zwei der neueren, von der Wissenschaft bisher konsequent übersehenen Dimensionen betreffen den menschlichen Körper und das Gefühl/den Affekt (Reemtsma, 2015). Als „Mittel der tätigen Auseinandersetzung des Menschen mit der Welt“ sind

Körper auch jene Aspekte von Menschen, durch die sie die Welt erleiden. Durch Affekte erweisen sich unsere Körper als „passiv berührbare, affizierbare Medien der Subjektivierung“ (Alkemeier & Bröckling, 2018, S. 26).

Alle Ansätze eint Skepsis gegenüber der optimistischen Auffassung des Alltags vom Menschen als einem „starken“, rationalen, sich selbst verstehenden und frei handelnden Individuums. Alle Ansätze betonen demgegenüber auffällig das „Unterworfen-Sein“, das in dem Fremdwort „Subjekt“ verborgen steckt. Dennoch gehen alle Ansätze davon aus, dass „Subjekte prinzipiell in der Lage sind, sich Erwartungen entgegenzusetzen, mit Gewohnheiten zu brechen, Behauptungen zu hinterfragen, Normen zu ignorieren und Unerwartetes zu tun“ (Scherr, 2002, S. 33).

Auf welche Art und Weise dies jedoch geschieht, das erklärt jeder Zugang (je nachdem, ob er sich vom Affekt, vom Wissen, von der Praxis usw. dem Subjekt nähert) anders.

Als Professionelle erhalten Sie durch die Subjekttheorie einen Zugang zu Ihren Klienten und zu sich selbst, indem Sie einige interessante Dinge erfahren können, nämlich über Ihr eigenes Gewordensein, über Ihre Bedingtheit und dem Ihnen gegebenen Freiheitspotenzial.

- Fragestellungen zum Subjekt betreffen Gefühle, Körper, Kollektivität, Routinen, Wissen, Abrichtung und die Verinnerlichung der Gesellschaft.
- Fragen zum Subjekt drehen sich um Abhängigkeit und Freiheitspotenzial der Einzelnen.
- Die Frage nach dem Subjekt wird in der Gegenwart nicht selten politisch betrachtet.



Zusammenfassung

Um das Soziale „kulturell“ anzugehen, nehmen wir eine unter mehreren Dimensionen des Sozialen in den Blick. Dabei geht es vorrangig um Kategorien wie Wissen, Bedeutung, Sinn, Routinen und Können. Vom Subjekt zu sprechen bedeutet, den Menschen kulturtheoretisch in den Blick zu nehmen. Anders als in der ökonomischen und der soziologischen Perspektive zeigt der Mensch sich dabei weder ganz frei noch ganz abhängig. Seinem Horizont sind Grenzen gesetzt (durch sein Wissen und Können), aber er kann die Grenzen hinterfragen. Er kann sich durchaus emanzipieren! Aber als ein Subjekt zeigt er auch, wie sehr er sich instrumentalisieren und vereinnahmen lässt.

Das Subjekt wird von vielen Disziplinen erforscht. Die Schwerpunkte, die beim Subjekt gesetzt werden, unterscheiden sich sehr. Nicht selten geht es um das Hinterfragen des Selbstverständlichen. Viele Subjektforscher haben ein politisches Anliegen.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- 1.1 Wie unterscheiden sich die drei Modelle zur Erklärung sozialen Handelns?
- 1.2 Was ist Kultur? Vergleichen Sie kurz die hier präsentierte Perspektive auf Kultur mit jener, welche die UNESCO entwickelt hat: „Die Kultur kann in ihrem weitesten Sinne als die Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Aspekte angesehen werden, die eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe kennzeichnen. Dies schließt nicht nur Kunst und Literatur ein, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte des Menschen, Wertsysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen.“ (UNESCO, 1983, Konferenzberichte, Nr. 5, S. 121)

2 Die kulturelle Konstruktion des Säuglings

In diesem Kapitel lernen Sie an dem Beispiel eines innerfamilialen Konflikts Denkweisen der Kulturtheorie kennen und verstehen es, einen Zusammenhang zwischen (kulturellem) Wissen und routiniertem Handeln herzustellen. Es wird Ihnen gezeigt, welche Wege die Subjektentwicklung im 20. Jahrhundert gegangen ist, und Sie lernen kulturelle Besonderheiten der Familienkommunikation, der Identitätsentwicklung sowie der familialen Wirklichkeitsaneignung kennen.

Um Subjekt- und Kulturtheorie gut verstehen zu können, wird oft viel vorausgesetzt. In diesem Kapitel soll die kultur- und subjekttheoretische Denkweise an einem Beispiel verständlich werden.

Beispiel 2.1: Aus dem „Tagebuch für Nanette“



Kleine Kinder merken noch nix, denken noch nix, die essen, kacken und schreien nur – so'n Quatsch. Wenn N[anette] Hunger hat, wird sie gestillt. (...)

Ich habe ganz viel anders gesehen, und einfach anders gemacht, ich habs mehr wie meine Freundinnen gemacht, als meine Mutter, denn die Mütter meiner Freundinnen waren alle sehr ähnlich: lass das Baby drei Wochen nachts durchschreien, dann habt ihr wieder Ruhe, so waren die Sprüche der Müttergeneration der damaligen 60er Jahre. (...)

Wenn die Windel voll war, wurde sie [von mir] gewechselt, nicht alle vier Stunden beim Stillen. (...)

Hautkontakt war mir extrem wichtig. Meine Gelassenheit, ja fast Phlegmatismus, ‚das wird schon‘, hat meine Mutter fast zur Weißglut gebracht. (...)

Größter Unterschied zur Großelterngeneration: Wir haben jetzt ein Kind, wir stellen uns kraft-, hobby- und zeitmäßig darauf ein, wir haben dieses Kind gewollt. Wir erwarten nicht von so einem kleinen Kind, dass es sich unserem Tagesablauf anpasst, das erste Jahr ist fürs Kennenlernen, Liebhaben, Verwöhnen, Dasein da, erziehen werden wir später.

(Gebhardt, 2009, S. 154)

Nanette, geboren 1993 und im Jahr der Veröffentlichung dieses Studienheftes gerade 27 Jahre alt: Vielleicht sind Sie noch etwas jünger, vielleicht auch schon viel älter; einige von Ihnen aber könnten durchaus Nanette sein! Stellen Sie sich vor, Ihnen wäre gerade ein Tagebuch Ihrer Mutter aus Ihrem ersten Lebensjahr zu Gesicht gekommen. Sie lesen es unbesorgt: Vorn steht ja drauf: geschrieben ‚für Sie‘. Und gleich die erste Seite verschlägt Ihnen ein wenig die Sprache. Statt Ihnen hier zunächst Ihr damaliges Gewicht und Ihre Größe zur Kenntnis zu geben, berichtet das Tagebuch von Unstimmigkeiten zwischen Mama und Oma? Was würden Sie denken? Fühlen Sie den Ärger, die Empörung und vielleicht auch den Enthusiasmus Ihrer Mutter mit? Oder ärgern Sie sich über Ihre Mutter? Fühlen Sie sich Ihrer Mutter oder Ihrer Oma näher?

Sie kennen Ihre ganze Geschichte (aus Ihrer Sicht) bis zum 28. Lebensjahr. Sie wissen schon, wer sich damals durchsetzen konnte – Mutter oder Oma. Sind Sie froh, dass es die Richtige war? Und was wäre, wenn die Andere gewonnen hätte? Was hätte das geändert? Wenig? Vieles? Wo wären Sie heute? Wer wären Sie heute?

Eine von der Subjekttheorie ausgehende Reflexion Ihres Aufwachsens würde eher zu „Vieles“ tendieren.

Schauen Sie mit uns, warum es in der Tat so manches geändert hätte, wenn der Andere sich durchgesetzt hätte – wer Sie heute sind, wo Sie heute sind.

2.1 Ein Wissenskonflikt

Die Ereignisse haben für Nanettes Mutter große Bedeutung, wie ihr Sprachgebrauch verrät. Nanettes Mutter zieht die unterschiedlichsten sprachlichen Register und lässt uns ahnen, wie sehr das Thema sie emotional ergreift: Sie schöpft aus dem Register des Pathos wie dem der Latrine. Sowohl, um sich selbst zu verstehen, als auch, um sich Luft zu machen.

Interessanterweise verhandelt sie in ihrem Tagebuch gerade solche Dinge, die sie als Kulturwesen erfährt und erleidet. Es handelt sich darum, wie ein und dasselbe Objekt (hier: der Säugling) in seiner scheinbar eindeutigen Evidenz auf zwei scheinbar diametral verschiedene Weisen betrachtet wird. Der Selbstverständlichkeit ihrer Sicht wird durch eine andere Sicht widersprochen. Sie kann diesen Umstand nicht ignorieren (was in solchen Fällen im Alltag getan werden kann), denn hier handelt es sich nicht um irgendein Objekt, sondern das Objekt ist ihr Kind. Was sie über Kind und Aufwachsen weiß, ist offenbar ganz anders als das, was jemand anders (mit viel Sicherheit) weiß, den sie zudem nicht umgehen kann. Noch schlimmer wird die Sache, dass auf das Wissen Taten folgen. Sie und ihr Gegenüber haben sich angeschiedt, das von ihnen in so unterschiedlicher Weise verstandene Objekt ihrem unterschiedlichen Verständnis gemäß zu ‚verwenden‘.

Diese so alltägliche wie schwierige Ausgangslage eines Falles begegnet Ihnen gewiss des Öfteren in der Sozialen Arbeit mit Familien. Lassen Sie uns diese mithilfe der Subjekttheorie versuchen zu durchleuchten.

2.2 Klare Aufgabe, unklare Lösungen und noch zu entdeckende Problematisierungen

Ein Konflikt, bei denen sich zwei Positionen unvereinbar gegenüberstehen?

Dass mit einem Säugling etwas zu geschehen hat, scheint für die Beteiligten auf der Hand zu liegen. Erst in einem sehr langen, einen gern anderthalb Jahrzehnte seines Lebens umfassenden Prozess wird das Kind aus einem *Zustand der Hilflosigkeit* in einen Zustand einer relativen *Autonomie* kommen – in einem *Unterstützungsprozess*, durch den es durch andere *geführt* werden muss – typischerweise in erster Linie von seiner Familie, unterstützt von einer Anzahl helfender Institutionen.

Doch über das **Wie** können in ein und derselben familialen Gruppe die Meinungen sehr weit auseinandergehen – weit genug zumindest, sodass die Beteiligten (im oberen Beispiel scheint sich dies anzudeuten) sich gegenseitig so unterschiedlich wie Tag und Nacht erscheinen können.

Buchstäblich sieht sich Nanettes Mutter (und wir als Leser ihrer Zeilen auch) mit unterschiedlichen „Auffassungen“ darüber konfrontiert,

- wie hier ‚Führung‘ auszusehen hat,
- wie die unterstützende Beziehung zwischen Mutter und Säugling zu definieren ist,
- wie Autonomie zu deuten ist,
- wie die Grundbedürfnisse eines Säuglings zu definieren sind,
- wie bei deren Befriedigung zu verfahren ist,
- welche Sachverhalte hier prioritär zu behandeln sind,
- welches Verhalten des Kindes ggf. problematisch ist
- usw.

Man könnte das Interesse an den Besonderheiten des WIE angesichts eines feststehenden DASS als einen der zentralen Fixpunkte einer kulturellen Perspektive bezeichnen.

Zu allen Zeiten und an allen Orten wollen Menschen ihnen gestellte **Aufgaben** bewältigen, aber die **Wege** dazu, also **wie** die Aufgaben bewältigt werden können, können eine überraschende Vielfalt zeigen.

Dass es die Position der Mutter gibt, die sich auf die Position des Kindes bezieht, scheint klar, aber es gibt bei der Umsetzung verschiedene Antworten.

Wenn Nanettes Mutter diese Situation als schwer erträglich beschreibt, ist das selbstverständlich. Sie sieht sich in ihrem Wissen infrage gestellt!

Hinweis:

„Wissen“ ist ein ‚modus operandi‘, der ultimative **Weg der Verwandlung der Welt in eine sinnvolle Wirklichkeit** (Bourdieu, zitiert nach Barlösius 2006, S. 57). Das menschliche Handeln funktioniert nur über Wissen.

In einem metaphorischen Sinn zeigt uns der Konflikt zwischen Mutter und Tochter genau die Stelle, in der **die momentane Offenheit einer subjektiv deutungslosen Welt durch die Anwendung eines Wissens geschlossen wird**.

Anders an die Sache herangegangen, ließe sich auch sagen: Mutter und Großmutter haben eine anstehende Aufgabe ausgemacht, **aber sie machen aus ihr jeweils unterschiedliche Probleme!**

Hinweis:

Für welches Problem sind unsere Handlungsweisen eigentlich die Lösung? ...

... lässt sich mit dem Klassiker der Wissenssoziologie Thomas Luckmann (★ 1927; † 2016) fragen (Luckmann, 1986, S. 202).

Lösungen allgemeiner Aufgaben wie die der Mutter **können sich in kultureller Perspektive überraschenderweise nicht nur deutlich voneinander unterscheiden**, sondern sich oft buchstäblich kontradiktorisch gegenüberstehen. Das ist nicht nur bei der Elternschaft der Fall, sondern bei jeder Aufgabe im **privaten Alltag**.

Fragen Sie sich doch einmal selbst: Welches Problem lösen Sie, wenn Sie Ihre Partnerschaft gestalten? Welches Problem lösen Sie, wenn Sie eine Freundschaft führen? Und welches Problem lösen Andere jeweils vermutlich dabei?

Lassen Sie uns auch einmal an den **professionellen Alltag** denken! Vorgeblich arbeiten Sie mit Ihrem Kollegen oder Ihrer Kollegin (etwa in einer Familienberatungsstelle) an der gleichen Aufgabe. Bearbeiten können Sie und alle anderen diese nur, indem Sie sie mit einer Bedeutung versehen. Weichen die Bedeutungen ab (aufgrund eines unterschiedlichen Wissens), bearbeiten Sie unterschiedliche Probleme. Welche Probleme können das sein?

So ist es auch mit den Teilaufgaben, die mit den einzelnen Handlungsweisen von Mutter und Großmutter gelöst werden.

Am Beispiel aus dem Tagebuch: Die Lösung, die ein regelmäßiges Füttern angesichts der Notwendigkeit, das Kind zu ernähren, darstellt, löst tatsächlich ein anderes Problem als jene Lösung, die das Füttern nach Bedarf darstellt.



Übung 2.1:

Mutmaßen Sie bitte, für welches Problem die beiden Fütterungsstrategien die jeweiligen Lösungen sind!

Blieben wir nicht dabei stehen zu sagen, die ältere Generation war es eben „gewöhnnt“, alle vier Stunden zu füttern, werden wir an die äußerst spannende Frage nach dem *Sinn* einer Handlungsweise geführt. Da der Sinn nicht unbedingt an der Oberfläche liegt, ist es üblich geworden, davon zu sprechen, dass er *rekonstruiert* – „wiederhergestellt“ werden muss. Das Wort „Rekonstruktion“ legt die Vorbehalte, die man gegen diese Tätigkeit der Wiederherstellung haben kann, freimütig offen – aber auch die Mühen, denen man sich dabei zu unterziehen hat. Es wird keine Wahrheit „erkannt“ – das, worum es geht (hier das Problem, das gelöst werden soll), wird eine Konstruktion sein. Doch Konstruktion bedeutet Arbeit, die mittels theoretischer Konzepte und am besten auch „abgesicherter“ Beobachtungen der empirischen Wissenschaft vorgenommen werden.

2.3 Die Lösungen Heidruns, die Lösungen Annas

Da wir einige Daten zur Verfügung haben, besitzen wir eine gewisse Grundlage, auf der wir den Sinn des Tagebucheintrags wiederherstellen können, um so auf eine spielerische Weise die Denkweise der Kulturtheorie und die Anwendung ihres Handlungsmodells zu demonstrieren.

Zunächst einmal zu den Rahmendaten: Wir wissen, dass das Kind 1993 geboren ist, es heißt Nanette; wir wissen, dass die Großmutter ihr eigenes Kind, Nanettes Mutter, schon vor einiger Zeit, in den 1960er-Jahren zur Welt gebracht hat. Wir wissen von Freundin-

nen der Großmutter und von Freundinnen der Mutter. Jeweils haben sie ihre Aufgabe ähnlich problematisiert. Wir wissen weder das Alter noch die Namen der beiden. Beim Alter können wir immerhin vermuten.

Um Verwirrung vorzubeugen, geben wir den Akteuren Namen. Da „Nanette“ (verkürzt aus „Ananette“) „die kleine Anna“ heißt, nennen wir die Mutter Anna. Der Großmutter Nanettes, die spätestens 1950, vermutlich aber etwas früher geboren wurde, geben wir einen der während der ganzen ersten Jahrhunderthälfte beliebten nordischen Namen: Heidrun. Beide Namen haben mütterliche Bedeutung, der eine klingt an das türkische „anne“ (Mutter) an, der andere verweist auf die nährenden Himmelziege der Germanen.

Vermuten wir für Anna zur Zeit der Geburt ihres Kindes ein Alter von 25 Jahren – was gut zur Statistik der 1990er-Jahre passt, wäre sie 1968 geboren. Da hingegen Geburten um die Mitte des 20. Jahrhunderts bei den ‚Babyboomern‘ so früh wie nie üblich (durchschnittlich bei 22 Jahren), aber im Krieg problematisch waren, gehen wir vom Geburtsdatum Heidruns im Jahr 1946 aus.

Blättern wir das Tagebuch weiter durch und versuchen wir, Daten für die Rekonstruktion zweier unterschiedlicher Problematiken zu sammeln, die Anna genauso wie Heidrun angesichts der gleichen Phänomene entwickeln – nachdem wir die schon vorhandenen Aussagen Annas aus dem Tagebuch noch einmal auflisten:

Tab. 2.1: Die anhand der Tagebucheintragungen rekonstruierten, unterschiedlichen Problematisierungen durch Großmutter und Mutter

Heidrun ★ 1946	Anna ★ 1968
Kind noch ohne Bewusstsein	Kind mit Bewusstsein
Füttern alle vier Stunden	Füttern unregelmäßig, nach Meldung des Kindes
Windeln wechseln alle vier Stunden	Windeln wechseln, wenn voll
Durchsetzung von Schlafzeiten für Eltern und Kind/rasche Gewöhnung an nächtliche Ruhe	Keine regulären Schlafzeiten
	Hautkontakt
	Kind gibt seine Routinen der Familie vor.
	Keine ‚Erziehung‘ am Säugling
Orientierung an den Freundinnen	Orientierung an den Freundinnen

Auffällt, dass Heidrun wie ein negatives Spiegelbild Annas wirkt. Dies lässt sich psychologisch begründen, ergibt aber auch kulturell Sinn, wie wir noch sehen werden (Abschnitt 3.2.1). Hier stellen wir es einfach fest.

Übereinstimmung gibt es nur in einem Punkt: Beide machen es so ähnlich wie die vielleicht und vermutlich gleichaltrigen Freundinnen. Beider Verhalten ist damit nicht völlig originell. Lévi-Strauss hatte gesagt, das Soziale sei ein kollektives Mentales (Levi-Strauss, 1999), was uns hier auf eine Spur bringt, die wir in Unterkapitel 2.4 weiterverfolgen müssen.

Schauen wir nun **den Sinn** an, den Heidrun im Unterschied zu Anna ihrer Sorge um das Kind gibt, und starten willkürlich bei der Fütterung, über die wir Hypothesen bilden wollen:

Soviel ist sicher: Mit Rückgriff auf ihr zugleich individuelles und kollektivbezogenes Koordinatensystem deuten sie die anthropologisch universelle Tatsache, dass Säuglinge mehrere Male am Tag gefüttert werden müssen. Heidrun aber, ließe sich vermuten, deutet die Fütterung als ein zu lösendes **Ordnungsproblem**, Anna jedoch als das Problem, einer dramatischen **Bedarfslage** und Mangelsituation abzuhelpfen, angesichts dessen jeder Ordnungsversuch geradezu grotesk anmuten könnte.

Anna **reagiert auf das Problem**, auf von ihr als unberechenbare und individuell eingeschätzte Bedürfnisse des Säuglings reagieren zu müssen. ‚Füttern nach Bedarf‘ könnte heißen, Füttern mit dem Fokus auf Bedürfnisse, von denen sie annimmt, dass sie sich im Schreien eindeutig erschließen.

Heidrun deutet das vorliegende Problem anders: Es ist durchaus möglich, dass sie skeptischer hinsichtlich der Existenz ganz individueller Bedürfnisse beim Kind einerseits ist und genauso skeptisch andererseits hinsichtlich der Notwendigkeit eines Fütterns zu jeder Zeit. Stattdessen geht sie vermutlich vielmehr (wie schon bei der als überindividuell verstandenen Tatsache, dass Kinder gefüttert werden müssen) von einer überindividuellen **Notwendigkeit der Regelmäßigkeit** aus, nach der das Kind selbst noch nicht handeln kann. Würden wir es für Heidrun in den für Anna typischen Sprachgebrauch übersetzen, könnte es lauten: Das Kind hat das Bedürfnis nach Regelmäßigkeit, kann es aber nur mit der Hilfe der Mutter befriedigen.

Halten wir kurz inne und gehen dann weiter: Es wollen sowohl Anna als auch Heidrun das Kind füttern. Dabei orientiert sich die Eine an einer zeitlichen Regel, die Andere an einem Bedürfnis. Keine von beiden füttert willkürlich. Wir sehen vielmehr, beide vertrauen auf etwas Äußeres dabei: Beide lassen sich von äußeren Erscheinungen leiten. Im einen Fall ist das die höchst eindeutige und unbestechlich den Verlauf der Zeit abbildende Uhr, im anderen ein soeben auf die Welt gekommenes Kind, das sich nicht wie ein Ziffernblatt lesen lässt. Somit ergibt sich im Fall von Anna eine zusätzliche anspruchsvolle kulturelle Tätigkeit: Sie deutet Zeichen. Genauer und zusätzlich: Sie fasst das Geschrei von Nanette kommunikativ auf.

Es gibt somit für **Heidrun** eine ganz andere **Problematik**, die bei der Fütterung miterleidigt werden kann: die **Etablierung von Routinen**. Zu diesen Essensregeln gehören auch feste, nicht verhandelbare Schlafzeiten des Kindes, in denen die Eltern Ruhe haben und in denen nicht gefüttert wird. Das erinnert Sie vielleicht ein wenig an das Normenmodell des *Homo sociologicus*. Es scheint, als würde Heidrun die Enkelin Nanette an solchen verbindlichen Regeln orientiert sehen; an Spielräume ist vielleicht eher nicht gedacht.

Annas Problematik liegt auf der Ebene von Bedürfnissen und ihrer Kommunikation. Dass die Interpretation eines Schreis als Bedürfniskommunikation weder selbstverständlich noch sehr einfach ist, können wir uns vorstellen, auch wenn wir keine Kinder haben. Missverständnisse und Kommunikation – wissen wir aus anderen Zusammenhängen – ist oft genug ein und dieselbe Sache. – Wenn Anna sich am Bedürfnis des Kindes orientieren will, muss sie zu einer Expertin für ‚Kommunikation‘ im Sinne eines erst nach 2000 ganz zur Blüte kommenden neuen Imaginärs (Olivesi, 2006) werden, als dass sie die Äußerungen als sinnvoll interpretiert und überdies transparent macht. Vermut-

lich hat sie sich an diese Arbeit mit aller Naivität gemacht, die die 1990er-Jahre in psychologischer Hinsicht hatten. In der Gegenwart könnte sich die heute fünfzigjährige Anna durch die Wissenschaft bestätigt fühlen: Evolutionsbiologen identifizieren fünf verschiedene Sorten des Schreiens, darunter auch einen Hungerschrei (Bensel, 2009).

Die Problematik, die Anna zu bearbeiten scheint, wirkt zumindest auf den ersten Blick in mancher Hinsicht anspruchsvoller. Auf jeden Fall erfordert sie eine Beobachtung und ein Im-Kontakt-Bleiben mit dem Kind. Daraus ergeben sich wiederum einige Folgen, die das Verhalten von Heidrun und Anna auseinanderbringen könnten. Das Wissen, durch das ihre Welt zur Wirklichkeit wird, macht sie jeweils kompetent im Umgang mit dem Säugling, bringt sie aber auch immer weiter auseinander.

Es liegt nahe, dass dieses Kind auch räumlich nicht entfernt untergebracht wird. „Hautkontakt war mir extrem wichtig“, und es liegt auch nahe, dass die kommunikativ verstandenen Regungen des Kindes nicht nur zu bestimmten Zeiten interpretiert werden. Insofern passt auch das Vorhaben, sich ganz und gar „kraft-, hobby- und zeitmäßig darauf ein[zustellen]“.

Wir müssen noch einmal betonen: Wir erfahren hier von einem Konflikt, der aus der Sicht Annas, nicht aber aus der Sicht eines neutralen Dritten angeschaut wird. Somit sehen wir genau das, was jemanden wie Anna an jemandem wie Heidrun zur Weißglut gebracht hat.

Worin gründet sich Annas Aussage, dass in der Perspektive Heidruns und ihrer Freundinnen ein Säugling nichts fühle? Hätte Heidrun das Kind wirklich durchschreien lassen? Das können wir in diesem individuellen Fall nicht sagen. Umgekehrt wissen wir nur indirekt, wo Heidrun die Konfliktlinien zwischen sich und ihrer Tochter sieht – falls sie überhaupt welche sieht! Wir wissen auch nicht, wie anspruchsvoll Heidrun ihre Tätigkeit selbst auffasst und gestaltet. Es wäre ja durchaus denkbar, dass die Zeit, welche die vermutlich bald übermüdete Anna in die Dekodierung der Säuglingsäußerungen investiert, auf Hautkontakt usw., dass die gleiche Zeit von Heidrun für Tätigkeiten aufgewendet wird, die Anna nicht der Rede wert sind und die von ihr nicht abgebildet werden können – weil sie keine Bedeutung in ihrem Koordinatennetz haben.

Doch zurück zum Text: Wir erfahren allerdings noch etwas mehr aus dem Tagebuch. Es scheint, als wenn es Heidrun nicht nur um Regelmäßigkeit geht. In das Repertoire von Nanettes Großmutter gehört auch das Wissen über die richtige Bekleidung, über richtiges Liegen und Sitzen. Wie wir erfahren, will Anna zu ihrem Leidwesen („Das wird schon!“) davon nichts wissen.

Irgendwann in den ersten Monaten, nach einem der vielen Ausflüge, von denen Heidrun permanent abgeraten hat, wird Nanette einmal ernstlich krank. Folgerichtig macht sich Anna schwere Vorwürfe. Im Tagebuch ergeht sie sich in Klagen. Anna ist erschüttert. Sie ist zwischenzeitlich bereit, Ratschläge ihrer Mutter aufzunehmen.

Wir erfahren in dem Tagebuch für Nanette auch etwas darüber, wie die Großmutter die **Umgebung** wahrnimmt, in der ihre Enkelin aufwächst: Die äußert die Befürchtung, dass das Kind „nie ein ordentlicher Mensch“ (Gebhardt, 2009, S. 155) werden könne, weil es im Haushalt keinen geregelten Tagesablauf erlebe.

Was erfahren wir noch: Zu Großmutterns Wissen gehört auch die Skepsis gegenüber **Muttermilch**. Sie ist überzeugt davon, dass Muttermilch als alleinige Nahrung nicht ausreicht. Ab dem vierten Monat muss die Beifütterung erfolgen. Anna bleibt jedoch stur, bis die ersten Zähne wachsen.

Dass sowohl die Mutter wie die Großmutter nur das Beste für Nanette möchten, setzen wir hier stillschweigend voraus. Doch dass dieses großmütterliche Beste der jungen Mutter – und vielleicht auch Ihnen – geradezu inhuman erscheinen kann (,durchschreien lassen'), muss zu Spannungen zwischen den beiden Frauen führen. Was aber führt die Großmutter zu der Annahme, ,durchschreien lassen' sei legitim? Stellt sie sich die Konstitution von Nanette „robuster“ vor als ihre Tochter?

Der Versuch, Einfluss zu nehmen, zeigt sich – glauben wir dem Tagebuch – letztendlich in allen Bereichen erfolglos: Anna füttert weiter ,nach Bedarf' – Zeit und Umfang der Mahlzeit orientiert die Mutter an dem, was sie für den Appetit ihres Kindes hält. Die Mutter bringt es dann zu Bett, wenn es müde scheint. Und das Thema ,geregelter Haus-haltsführung' wird nach einigen mehr oder weniger ernsthaften Versuchen am Ende des ersten Lebensjahrs marginalisiert: „Mir ist viel wichtiger, mit Dir zu spielen, Deine Fingerfertigkeit zu beobachten, Dir zu helfen, Deine Welt zu entdecken“ (Gebhardt, 2009, S. 155). Und es geschieht noch etwas anderes: Nanettes Mutter ihrerseits entdeckt, dass nicht nur das Kind in der Umgebung, die ihre Mutter ihr schafft, heranwachsend lernt, sondern dass sie, die Mutter, sich durch ihr Kind verändert. Die Mutter beschreibt im Tagebuch eine Erfahrung, gemäß der sie sich als diejenige erlebt, die lernt: Sie erlebt, wie Autorin Miriam Gebhardt schreibt, eine „Umdrehung der Sozialisationsrichtung“ (Gebhardt, 2009, S. 155).

2.4 Individueller Fall oder überindividueller Fall?

Ist dies hier nun ein individueller Fall, den wir für Sie ausgegraben haben? Ja und nein. Er ist individuell und überindividuell zugleich. Anna macht zweifellos ihre eigenen Erfahrungen, ja, sie scheint gerade Entdeckungen zu machen, die sie im Tagebuch (einem imaginierten Gespräch mit der Tochter) findet. Sie hat ihre Gründe und persönlichen Ziele. Setzen wir tiefer an, wird deutlich, dass sowohl Heidruns als auch Annas Verhalten Teil eines Wissens von Säugling und Mutterschaft sind, die sie mit einem Kollektiv teilen, das andeutungshalber im Tagebuch bereits durch die Freundinnen Annas und die Freundinnen Heidruns präsent sind.

Falls Sie eine ähnliche Geschichte nicht selbst erlebt haben, dann kennen Sie vermutlich trotzdem solche oder ähnliche intergenerationelle Unstimmigkeiten beim Umgang mit dem Nachwuchs sowie die verschiedenen persönlichen Ansichten, die dahinterstehen. Miriam Gebhardt hat in ihrem Buch knapp 20 Elterntagebücher analysiert, bei denen es ihr und uns als Lesern mühelos gelingt, Ähnlichkeiten unter diesen Tagebüchern zu finden, ja, wiederkehrende Konzeptualisierungen ausfindig zu machen.

Für das zwanzigste Jahrhundert lassen sich dort und anderswo im Wesentlichen **je zwei gut voneinander abgrenzbare Problematisierungen von Elternschaft und Aufwachsen in der Familie** bestimmen – die Eine etwas älter, die Andere jünger – von gewissen Überschneidungen zwischen „gerade noch“ und „noch nicht ganz“ einmal abgesehen –, die sich anhand der Position von Anna und Heidrun wiederfinden lassen.

Das Tagebuch von Anna für Nanette ist besonders interessant, da es zu einem Zeitpunkt geschrieben wurde, als, aufs Ganze gesehen, eine neue Problematisierung von Elternschaft entstand und schon angefangen hatte, sich zu etablieren. Im Detail zeigt sie eine Fülle von Wissens-elementen, die relativ neu sind: Muttermilch, Bedarfsfütterung, Dekodierung von Bedürfnissen, den Haushalt auf das Kind umorientieren usw. bis hin zum Erlebnis einer „Umdrehung der Sozialisationsrichtung“.

Was für Anna noch relativ neu und womöglich sogar revolutionär klang, ist es derzeit nicht mehr. Längst sind die vom Kind lernenden Eltern zum Gemeinplatz aktueller Elternratgeber geworden, zum „Strom des Immergleichen“ (Gruschka, 2013, 17. Juni). Ähnlich verhält es sich mit der Muttermilch. War Heidruns Generation noch skeptisch, entwickelte sich das Stillen zum „moralischen Imperativ“ (Marshall, Godfrey & Renfrew, 2007, S. 2147), während das in den 1970ern noch übliche „Schreien lassen“ „einen Verlust des Urvertrauens“ (Metz, 2017, 15. November) bedeutet. Es scheint ein wenig, als ob das Wissen der 1970er in den 1990ern mit umgedrehten Vorzeichen versehen wurde.

2.5 Familienbände

Hier von einer **kulturellen Verschiedenheit innerhalb einer Familie** zu sprechen, liegt mehr als nahe, wenn man unter Kultur das versteht, was für Menschen denkbar und machbar erscheint. Verschiedenheit im Hinblick darauf, was innerhalb einer Familie somit nicht zuletzt als ‚normal‘ erscheint, als angemessen, als wünschenswert oder als dringend notwendig, muss kein Problem sein, solange ‚harmonisch‘ miteinander Kaffee getrunken wird; Frontstellungen entwickeln sich, wenn es um den angemessenen Umgang mit Kindern geht.

Die oben beschriebenen Veränderungen lassen sich mit mehreren Veränderungen in Verbindung bringen, die sich für die Kernfamilie (Vater – Mutter – Kind) im Zeitraum zwischen Annas und Nanettes Geburt eingestellt haben.

1. Seit den 1980er-Jahren, beobachten Soziologinnen und Soziologen, sind immer mehr Familien in den USA, in Westeuropa (nach Gebhardts Untersuchungen mit einiger Verspätung in der Bundesrepublik und noch später in der DDR) zu kindzentrierten Familien geworden (de Singly, 2001, S. 85 ff.). François de Singly spricht hier von einer ‚neuen Norm‘. Wir Studienheftleser sollten uns die von de Singly beschriebene ‚neue Norm‘ jedoch fundiert denken durch ‚neues Wissen‘, welches einen sehr zeit- und arbeitsintensiven Umgang mit dem Kind zu der naheliegendsten Option werden lässt. „**Intensive Elternschaft**“ (Reckwitz, 2017, S. 331) nennt Andreas Reckwitz das seit den 1990ern sich entwickelnde neue familiale Ideal, das mindestens in der Mittelschicht konkurrenzlos Anklang findet. Wir werden es uns später noch einmal genauer ansehen.
2. Darüber hinaus scheinen sich Kernfamilien stärker als im 20. Jahrhundert ihrer Verwandtschaft zu erinnern. Der soziologische Ausdruck „**multilokale Mehrgenerationenfamilie**“ unterstreicht die vielfältigen Verbindungen von Familienmitgliedern über einen einzigen (Kern-)Familienhaushalt hinweg (Bertram, 2000). Die „tatsächlich gelebten Beziehungen von Familien in Deutschland“ (Bertram, 2000, S. 97) überschreiten damit neuerdings den bekannten familialen Nahbereich (der Kernfamilie) im Regelfall. Dies war nicht immer so. Und Heidruns Ehe mit Achim sah einen Kontakt zu den Ursprungsfamilien nur zu Weihnachten und den Geburtstagen von Anna vor.

„Hilfeleistungen, Unterstützung und Fürsorge füreinander, das heißt familiäre Solidarität, ist nicht haushaltsgebunden, sondern generationsbezogen“ (Bertram, 2000, S. 97). Davon profitieren auch Anna und ihre Kernfamilie. Ein sichtbarer Ausdruck dieses Phänomens ist Ihnen sicher auch schon aufgefallen, wenn sich Wohngebiete zu Weihnachten und Ostern leeren, in denen junge Familien leben: Sie fahren an diesen Tagen zu den Großeltern.

Doch diese familiäre Mehrgenerationenverbindung darf uns nicht über kulturelle Konfliktlinien hinwegtäuschen, mit denen viele Subjekte darin umzugehen haben. Im Gegenteil – als Professionelle für das „Soziale“ haben sie uns besonders zu interessieren.

Es ist ein diskussionswürdiges Phänomen, dass eher jetzt als ehemals, als die kulturellen Verwerfungen weit geringer waren, intensive Kontakte bestehen.

Über die Generationen hinweg sind die Einzelnen in einem Netzwerk verbunden, in der sie eine oft **ganz und gar nicht ganz unkomplizierte Intimität** zu leben haben. Sie erträglich zu halten ist nicht leicht. Viel häufiger, als man denkt, gehören zu diesen Mehrgenerationenbeziehungen vorübergehende, manchmal Jahre dauernde Kontaktabbrüche, die seitens der jungen Eltern erzwungen werden (Szydlik, 2002, 2006). Der geübte Umgang mit eigenen Gefühlen und die Fähigkeit, Ambiguität zu ertragen, scheinen dienlich (Kaufmann, 2007b). Aber auch diese Fähigkeiten sind seltener, als man denken könnte.

Wenn man Liebe als zentrale Aufgabe der Familie betrachtet (Behrend, 2020) und wir hier unterstellen, dass sowohl Heidrun als auch Anna dieses Ziel umsetzen mögen, dann bleiben doch die ‚Problematismen‘ von Liebe unterschiedlich. Was heißt familiäre Intimität? Diese Frage kann man sich leicht machen. Unter kultureller Perspektive sehen wir, wie unterschiedlich sie aufgefasst und gelebt werden kann – und dass die Subjekte hier weniger einem individuellen als einem kollektiven Wissen folgen.

Wenn wir noch einmal auf Claude Lévi-Strauss zurückkommen wollen, dann kann das heißen, dass die (multilokale Mehrgenerationen-) **Familie der Gegenwart** von vorneherein **konfliktiv angelegt ist durch ihre Multikulturalität**, die alle vor schwierige Anforderungen stellt. Wie sollen die Subjekte damit umgehen? ‚Einfach miteinander reden?‘ Leichter gesagt als getan. Mediation? Vielleicht. Aber wenn gerade das kulturelle Wissen am ‚Miteinanderreden‘ sehr auseinandergeht?

Wie die psychotherapeutische Forschung zeigt, wird in vielen Fällen der innerfamiliäre Konflikt sehr einfach gelöst: durch jene Mütter, welche sich von Anfang an im Hinblick auf das Kind eine machtvolle „Gatekeeper“-Funktion erarbeitet haben (Scholtes, 2016) oder aber ein Verhalten zeigen, das „hegemonic mothering“ (Ehnis, 2009) genannt wurde. Einen eventuellen Deutungskampf können sie jederzeit für sich entscheiden, in dem sie dem Kontrahenten das Streitobjekt einfach entziehen.

2.6 Grundlagen des Wissens über Kinder

Wir können die Probleme noch ein bisschen besser nachvollziehen, wenn wir uns die Grundlagen des Wissens von Anna und Heidrun anschauen. So wie uns das Tagebuch der Mutter als Beispiel dient, die kulturelle Sehweise zu verstehen, so sollen uns jetzt zwei Beispiele dazu dienen, die Wissensbestände Heidruns und Annas zu beleuchten.

2.6.1 Heidrun oder die Macht der Experten

Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges setzen sich Problematisierungen des Aufwachsens von Kindern durch, die bereits früher – am Ende des 19. Jahrhunderts – entstanden waren, doch bisher nur ein Schattendasein geführt hatten. Eingeschrieben sind sie in eine in ganz Europa sich durchsetzende Steuerung des Familienlebens durch den Staat (Lenoir, 2003). Dies ist eine beispiellose Entwicklung, deren Ursprung allerdings durchaus verschiedenen humanen Anliegen entsprang, zugleich aber auch dem Wunsch nach der Modernisierung der Gesellschaft. In der Familie begegneten sich diese Bestrebungen. „Staats-Familialismus“ (Segalen & Martial, 2013, S. 284), wie man das genannt hat, ist keineswegs ein Phänomen von Diktaturen. Staats-Familialismus kennzeichnen sowohl Nazi-Deutschland wie auch die DDR, jedoch ebenso Frankreich und andere Staaten – die alte Bunderepublik bspw. allerdings nicht. Möglich wird die angestrebte ‚Modernisierung der Familie‘ mit dem Aufkommen neuer Technologien, neuer Ästhetiken, einer neuen funktionalen Architektur (Bauhaus) und eines neuen naturwissenschaftlichen und medizinischen Wissens.

Seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts, als die Säuglingssterblichkeit immer noch hoch war, bürgerte sich in diesem Zusammenhang die Praxis ein, Eltern in ihrem Verhalten Kindern gegenüber zu kontrollieren. – Diese Aufgabe kam Ärzten und Hebammen zu.

Interessanterweise kommen hier Tagebücher ins Spiel. Das **Tagebuch** für Nanette hat somit einen Vorfahren, der in vielem Nanettes Tagebuch unähnlich war. Assoziieren Sie Tagebuch mit intimen Selbstzeugnissen, geht es hier jedoch bereits äußerlich um etwas anderes. Durch seine normale Tabellarisierung erscheint es bereits äußerlich anders.

Eltern wurden Tagebücher mit entsprechenden Schwerpunktsetzungen von verschiedenen Verlagen angeboten, die, wenn sie sie ausfüllten, nicht nur ihre Beobachtung des Kindes kanalisieren konnten, sondern auch Ihr Verhalten gegenüber dem Kind gelenkt sahen.

Diese Tagebücher waren nicht selten vieles auf einmal: Speicher von Erinnerungen, Anleitung, ein Instrument der elterlichen Selbstkontrolle, ein ärztliches Werkzeug, um die Handlungen der Eltern zu kontrollieren, aber auch Sprachrohr politischer Agitation, z. B. eine österreichische Publikation von 1917: „Babys Tagebuch. Merkblätter und die Grundzüge der Säuglingspflege“ (Gebhardt, 2009, S. 70). Das Tagebuch gab dem Arzt, wie es in der Einleitung hieß, „einen vollen Überblick über alle wichtigen Ereignisse sowie den ganzen Werdegang des Kindes“ (Gebhardt, 2009, S. 70).

In „Babys Tagebuch“ bot die Autorin – eine Hebamme – zuallererst Hilfe für die Ernährung des Kindes, indem sie für jeden Tag sechs Spalten vorgab, in die genau sechs Mahlzeiten eingetragen werden konnten: Die erste Mahlzeit war zu reichen zwischen fünf und sieben Uhr morgens, die späteste war aber um 22 Uhr 30 zu geben. Hier findet sich somit jene Lücke, die Anna ungewöhnlich vorkam, die aber durchaus noch größer ausfallen konnte. Eine Mutter der vierziger Jahre schreibt:

„Umso mehr fiel ich aus allen Wolken, als mir die (...) Oma einreden wollte, 4 Mahlzeiten seien zu wenig, ich ließe Dich hungern. Nun, ich habe mich dabei genau nach einer ärztlichen Tabelle gerichtet (...). Ich musste immer an die Worte meines Kinderarztes denken, ein Vielfraß wird nicht geboren, der wird erzogen.“ (Gebhardt, 2007, S. 240)

Eltern waren angehalten, einen strengen Zeitplan in der Säuglingspflege zu beachten: Es gab nicht nur minutiös festgelegte Essens- und Schlafpläne, sondern auch „Schreizeiten“. Das klingt seltsam, wird aber verständlich, wenn man weiß, dass Schreien bei Experten nicht als emotionale Äußerung, sondern als eine Art instinktives Muskeltraining galt.



Beispiel 2.2: „Unseres Kleinsten Tagebuch“ (S. 9)

„Es ist ein großer Irrtum, das Schreien des Babys dem Weinen des Erwachsenen gleichzustellen, denn jenes ist vielmehr eine Art Bewegungsdrang, und da das Kleine noch nicht lernte, schlaflos ruhig zu liegen, benützt es jeden wachen Augenblick zu Lungenübungen. Es ist nun unsere Sache, seine Wünsche und Bedürfnisse in ein richtiges Verhältnis zu bringen und durch Regelung der Mahlzeiten auch Schreizeiten zu ordnen.“ (Gebhardt, 2009, S. 177)

Säuglinge erscheinen in medizinischer Perspektive in der Mitte des 20. Jahrhunderts als lenkungsbedürftig. Für Miriam Gebhardt ist das Wissen zum Säugling auch ein Wissen über eine Gefahr für Erwachsene, die ständig reguliert und kleingehalten werden muss – auch wenn sie nie zu beseitigen ist. Diese Gefahr ist Quelle für die damals ‚normale‘ „Angst vor dem kindlichen Tyrannen“ (Gebhardt, 2009, S. 10).

Aber nicht nur gefährlich ist der Säugling, sondern zugleich auch passiv und physiologisch unfertig. Es erscheint Ihnen vielleicht unglaublich, aber bis in die 1980er-Jahre sind in Deutschland **Operationen an Säuglingen** im Regelfall ohne Schmerzmittel vorgenommen worden (Zang, 2019, S. 20), eine Praxis, die aus subjekttheoretischer Perspektive im Kontext eines anderen Konzepts vom Kleinkind zu verstehen ist: Die Vorstellung des geringen Schmerzempfindens von kleinen Kindern ist Teil des kulturellen Wissens über das Kind in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Tatsächlich galten solche Ärzte als mindestens unprofessionell, die die erwiesene Empfindungslosigkeit kleiner Kinder ignorierten und neben den muskellähmenden Mitteln, die das Kind bei der OP fixierten, auch betäubende Mittel verabreichten (Hucklenbroich, 2014, 1. Juli). Dass dieses kulturelle Wissen aus empirischer Sicht derzeit nicht mehr haltbar ist, wirkt heute auf uns bitter.

Einen Bruch mit dieser Tradition gab es erst durch neue Fragestellungen zum Subjekt der Medizin in den 1980er-Jahren, die im Verein mit der Skandalisierung dieser medizinischen Praxis durch Laien (nämlich meist den Eltern) Aufmerksamkeit erhalten hat. Auch im Sinn der Effizienz medizinischer Behandlungen erscheint das alte Vorgehen als verkehrt. Heute wird davon ausgegangen, dass Operationen ohne Schmerzmittel durch den erheblichen Stress den Therapieerfolg kaputt machen (Anand & Hickey, 1987). Mit dem seit den 1990er-Jahren neuen, auch in der Medizin sich durchsetzenden Fokus auf seelische Belange von Patienten wird nun beobachtet, dass starke Schmerzempfindungen bei den Kleinsten zu psychischen Langzeitwirkungen führen können, unter anderem einer erhöhten Ängstlichkeit der Erwachsenen; durchaus können auch ihre sozialen Fähigkeiten vermindert sein, Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyperaktivitätsstörung finden sich häufiger, und sogar selbstzerstörerische Verhaltensweisen können in der Folge auftreten (Hucklenbroich, 2014, 1. Juli).

2.6.2 Nanette oder die ‚intensive Elternschaft‘

Zu jeder Zeit werden Familien, werden **Mütter bereits vor der Geburt ‚gemacht‘** (Stern & Buschweiler-Stern, 2000). Die im Vorfeld getroffenen Entscheidungen gehen ziemlich weit: Ob triadische **Interaktionen** in Familien stattfinden werden (eine Not-

wendigkeit für einen ungestörten Sozialisationsprozess; Oevermann, 2014) oder ob z.B. ein Familienmitglied bei der Kommunikation in der Familie strukturell schlecht wegkommt, ja geradezu ausgeschlossen bleibt, hängt in vielen Fällen nicht von der späteren Entwicklung der Familienkommunikation ab, sondern kann bereits in der Imagination der zukünftigen Elternschaft vorbereitet werden.

Doch mehr als jemals zuvor wird, beginnend in den 1990er-Jahren, das Subjekt schon vor der Geburt zur Mutter. Ergibt sich Elternschaft in den 1960er-Jahren noch fast zwingend aus der Ehe, die gedanklich nicht vorbereitet werden muss, ist das heute anders.

Dabei ist der bekannteste Umstand das auch durch journalistische Erkundungen bekannte **lange, individuelle Abwägen von Paaren** für oder gegen ein Kind. Meist soll die Elternschaft eine Berufstätigkeit beider Eltern erlauben, die oft erst nach einem längeren Bildungsweg plus Praktika begonnen wird. In den meisten Fällen ist Doppeltverdien auch nötig.

Auch Nanette, heute Ende 20, erwägt schon länger ein Kind, will sich dazu aber nicht vor den ersten Berufserfahrungen entschließen. Heidrun, die Großmutter, Jg. 1946, findet das viel zu spät, als Angehörige der Babyboomer-Generation hat sie ihr erstes Kind mit 21 Jahren bekommen, womit sie im Durchschnitt der Zeit liegt. Da 2016 das Durchschnittsalter einer Frau bei ihrem ersten Kind bei 29,1 Jahren liegt (Erdmann & Fischer, 2018, 6. Juli), befinden sich sowohl Heidrun als auch ihre Enkelin im „normalen“ Bereich – unabhängig davon, was jede über die Andere denkt.

Zwei Aspekte des Wissens über Mutterschaft und Kind wollen wir uns anschauen: Heidrun würde staunen, wüsste sie, welche Vorstellungen zum **Thema Geburt** bei jungen Frauen derzeit kursieren! Vom Pragmatismus der 1960er scheint nichts mehr übrig zu sein. Hingegen von **der anspruchsvollen Auffassung vom Aufwachsen des Kindes** bei seinen Eltern hat sie bereits durch die Auseinandersetzung mit Anna Kenntnis. Beides sind Bestandteile eines Wissens – Andreas Reckwitz würde hier von einer Wissens**ordnung** sprechen –, die für das Phänomen der ‚intensiven Elternschaft‘ konstitutiv sind.

2.6.2.1 Das Imaginär der Geburt

Schauen wir zuerst auf das neue „**Imaginär**“ der Geburt, einen Vorstellungsraum, wenn Sie so wollen, der sich um die **Mutterschaft** in der Postmoderne entwickelt hat – und der ein Wissen um Elternschaft, besonders Mutterschaft, enthält und zu Handlungsweisen anleitet, welche der Großelterngeneration noch fremd waren (Wulf, 2008).

Glauben wir renommierten Kultursoziologen, wird Geburt heute erlebt als eine „selbsttranszendierende, existenzielle Erfahrung“ (Villa, Moebius & Thiessen, 2011, S. 13), in der Eltern ein ungewöhnliches Maß an Selbstverantwortung zu tragen haben.

Während die Frau noch in den 1970er- und 1980er-Jahren „in der medikalisierten Geburtshilfe (...) ein passives Objekt fremder, über sie verfügender Instanzen war, wird sie jetzt mit Nachdruck als zentrales Subjekt der Geburt eingesetzt“ (Rose & Schmied-Knitel, 2011, S. 86). Was Heidrun nur ahnt: Eine Schwangere, schließlich Gebärende, des Jahres 2020 macht Erfahrungen von – wie es verstanden wird – größter Tragweite. Allerdings ist dies an ihre engagierte Mitwirkung geknüpft. Sie muss zur kompetenten Akteurin werden, indem ein sonst als natürlich verstandener Prozess nur durch eine Vielzahl von Kulturtechniken zu bewältigen ist.

Doch nicht nur die zukünftige Mutter, auch der werdende Vater muss vom Laien zum Experten werden; während die werdende Mutter bereits im Vorfeld Gebärfähigkeiten schult, wird der Mann „sich als Helfer der Kreißenden qualifizieren“ (Rose & Schmied-Knittel, S. 92).

Von beiden Subjekten jedoch sind auf der Basis eines über die Geburt weit hinausgehenden Wissens eine Reihe von **Entscheidungen** zu treffen.

Sie ‚dürfen‘ sich entscheiden – das erfährt Nanette als Glück, Anna sieht darin eine große Chance – aber sie ‚müssen‘ sich auch entscheiden: Die Folgen ihrer Entscheidung werden beide Eltern tragen – sie sind, kann durchaus gesagt werden, schicksalhaft. Bei den Entscheidungen geht es um den Einsatz von **Unterstützungssystemen** (Geburts- haus, Krankenhaus, Hausgeburt), von **Hilfsmitteln** und **Techniken** (angefangen von Hypnobirthing, aber nicht zuletzt auch ob Spontangeburt oder Kaiserschnitt) und darauf, **wie es nach der Geburt weitergehen soll**: ob beide Eltern oder nur ein Elternteil als Bezugsperson der ersten Zeit infrage kommt. Auch diese letzte Frage ist schicksalhaft. In der Perspektive der intensiven Elternschaft wird hier über Bindung und Schlafqualität der Betroffenen entschieden.

Heidrun findet es bedeutend einfacher, wenn die Institutionen alle zentralen Fragen durch eine allgemeine Regel entscheiden, deren Einhaltung durch ein tabellarisches Tagebuch kontrolliert werden kann. Geburtsvorbereitung 2020 ist eine Stresssituation: Die Geburt drängt, nach Meinung der Kulturwissenschaftler, die Beteiligten in eine Position, in der das, was selbstverständlich ist, immer weniger wird und das, was fragwürdig ist und zum Nachdenken auffordert, immer mehr wird. Wer bis zur Schwangerschaft in seinem Alltag nicht viel nachzudenken und zu entscheiden gehabt haben sollte, beginnt spätestens nun damit. Doch mit der Geburt ist nicht Schluss: Die jungen Eltern werden auch ihr Verhalten und vor allem ihre Beziehung zum Kind permanent durchdenken, hinterfragen, problematisieren. Die Kulturwissenschaftler Stephan Moebius und Irene Villa fassen das wie folgt zusammen: Wer heute Elternschaft ins Auge fasst, steht vor einem „**Reflexivierungsschub**“ (Villa et al., 2011, S. 14), in den er durch den Umgang mit seinem Kind hineingetragen wird.

Verantwortlichkeit und Reflexivität sind tatsächlich solche Eigenschaften, auf die in den Erziehungsratgebern für Eltern, wie jene von den Bestsellerautoren wie Jesper Juul und Remy Largo, in ihren Postulaten deutlich Bezug genommen wird. Die Einübung, die die Ratgeber dem Paar empfehlen, können an Einübungen der Schwangerschaftszeit anschließen, um eine spezifische intersubjektive Konstellation zu installieren, welche ganz bestimmte Anforderungen an die erwachsenen Subjekte hat. Diese wird von mehreren Postulaten her entwickelt.

2.6.2.2 Das einzigartige Kind

Am meisten fällt ins Auge eine neuartige Konstruktion des Kindes, die sich stark von der alten Konstruktion von der Mitte des 20. Jahrhunderts unterscheidet. Im gegenwärtigen Ratgeberdiskurs erscheint das Kind als ein komplex aufgebautes, die Initiative ergreifendes, kompetent Probleme lösendes, aber vor allem höchst affektiv organisiertes **Individuum**, dem gegenüber die Eltern – vor allem Väter – defizitär erscheinen (Lenz & Scholz, 2013).

Beispiel 2.3: Mann und Vater sein

Es hat schon durchaus etwas Erschreckendes, wenn du dich plötzlich der bedingungslosen Liebe eines Kindes gegenüber siehst, dich nun auf das Kind zu beziehen und dich ihm öffnen sollst, schließlich hattest du es bislang mit der Liebe einer Frau zu tun, einer Liebe, die immer mit Bedingungen einhergeht. (Juul, 2011, S. 11)

Kinder haben gemäß dem aktuellen Wissen die Fähigkeit, Bindung aufzubauen. Sie können eine angemessene Form der Bindung entwickeln (eine unangemessene Form bspw. unsichere Bindung gleichfalls). Um die angemessene Form der Bindung zu erreichen, benötigt es ein adäquates Verhalten der Eltern. Bindung soll im Rahmen einer „Beziehung“ entwickelt werden, welche die Eltern nicht zuletzt kommunikativ zu gestalten haben (Juul, 2005). Eltern werden, wenn Sie so wollen, zu Beziehungsmoderatoren – sie werden jetzt zu „Bezugspersonen“ –, die sich unter sich permanent verändernden Bedingungen (Remo Largo) immer wieder von Neuem als kompetente Eltern beweisen müssen (Lenz & Scholz, 2013, S. 267).

Menschen begeben sich, glauben wir Lenz und Scholz, mit ihrer Elternschaft in ein forderndes soziales Lernprogramm, das kaum abschließbar ist (Lenz & Scholz, 2013, S. 274).

Tatsächlich müssen wir uns nicht wundern, wenn Anna eine Erfahrung macht, bei der die Sozialisationsrichtung umgekehrt erscheint.

Lernete Heidrun Mutterschaft als kontrollierbare normgerechte Betreuung und Erziehung kennen, die ausdrücklich Anpassung bezweckte, rückt nun bei Nanette, aber auch schon teilweise bei Anna die Individualität des Kindes ins Zentrum. „Jedes Kind ist einzigartig“ wiederholt gebetsmühlenartig der Ratgeber Remo Largo. Das angepasste Kind, der angepasste Jugendliche, scheint ein Widerspruch in sich zu sein – und dennoch ist es kaum einen Wimpernschlag von heute entfernt.

Individualität zu fördern ist eine auch moralisch verstandene „Verpflichtung der Eltern“ (Lenz & Scholz, 2013, S. 272). Der Zweifel, ob und wann Eltern dieser Verpflichtung in ausreichendem Maß nachgekommen sind, dies kann im Unterschied zum zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts heute kein Beobachter mehr entscheiden.

2.7 Schauplätze eines Kampfes um das Subjekt

In der Perspektive der Kulturforschung ließe sich sagen, dass es bei der Auseinandersetzung um Nanette letztlich um den **Kampf um „das Subjekt“** und seine angemessene **Form** geht.

In der Tat ist dies nicht nur ein Thema für Mutter und Großmutter. Es ist eine der großen alltäglichen, wenn auch im Alltag (heute) kaum reflektierten Leidenschaften des Einzelnen (Zeldin, 1978), die in der Schwellenzeit um 1800 geboren wurde und seitdem die Menschen nicht mehr losgelassen hat. Grundlage für den Kampf ist: Anna und Heidrun setzen voraus, **dass die Frage, welche Form ein Subjekt annimmt, offen ist**. Und: dass diese Frage unbedingt zu beantworten ist. Erziehung, Bildung, aber auch kleinere Dinge wie die Genderschreibweise wären ohne die Annahme der Offenheit dieser Frage eine sinnlose Gängelei.

Der Prozess der Schließung der offenen Situation des Subjekts – die Kulturtheoretiker sprechen hier von **Subjektivation** (Subjektivierung, Subjektentstehung, -herstellung) – scheint erreicht mit der Erreichung einer **Subjektform** (Reckwitz, 2006).

Neben dem Wissen um die Offenheit der Subjektform wissen Anna und Heidrun noch mehr: Subjektivation kann nicht auf irgendeine Art und Weise geschehen, sondern hat auf eine angemessene, passende, durchaus typische Art und Weise zu geschehen.

Damit geht der Kampf immer sowohl um die **Form** (das Ziel also) als auch den **Prozess**. Anna und Heidrun spüren sehr genau, dass jeder einzelne Prozessschritt eine **Bedeutung** hat. Deshalb fechten sie die Schritte des Anderen auch so häufig an und schlucken noch häufiger den empfundenen Ärger und die Sorge herunter, wenn sie einmal nichts sagen.

Nun findet dieser Kampf grundsätzlich auf vielen Schauplätzen statt. Denn sobald der Mensch etwas tut, subjektiviert er sich schon. Dennoch gibt es besonders bedeutsame Orte. Wir bleiben bei unserem Beispiel des Kindes Nanette zwischen Mutter und Großmutter und schauen hierbei auf die Familie. Andere Schauplätze wären: die Kinderbetreuungseinrichtung, die Schule, Sportklub, die Peergruppe, der Betrieb, die Armee und manche andere bis hin zum Pflegeheim.

Für den Schauplatz Familie wollen wir drei Subschauplätze genauer anschauen, an denen die Subjektivation stattfindet, an denen sich der Kampf um das Subjekt zwischen Anna und Heidrun ereignet: Wirklichkeitsaneignung, Identitätsentwicklung, Kommunikation.

2.7.1 Wirklichkeitsaneignung

Der Phänomenologe Blumenberg hat immer wieder betont: Was es da draußen ‚tatsächlich‘ gibt, wissen wir nicht und ist weder unserem Bewusstsein noch unserem Handeln zugänglich. Was uns stattdessen zugänglich ist, ist etwas ganz anderes: Es ist „Wirklichkeit“ (Blumenberg, 1996).

Je nachdem, mit welchem Koordinatensystem wir ausgestattet sind und welcher Dekodiertätigkeit wir uns befleißigen, fällt diese verschieden aus.

Auch Nanette wird **keinen Zugang zu den Sachen selbst erhalten, sondern zu einer Wirklichkeit, welche ihr hilft, mit der Welt klarzukommen** – d. h. vor allem mit Menschen ihres Kollektivs klarzukommen und mit ihnen zu kooperieren. Sie wird sich eine vielfältig facettierte Wirklichkeit aneignen.

„Aneignung der sozialen Wirklichkeit heißt, daß

- Taxonomien [Kriterien] und Deutungsschemata,
- soziale Raum-, Zeit- und Kausalitätstheorien,
- Selbstverständliches und Problematisches,
- typische Motivzusammenhänge und Relevanzstrukturen,
- Verhaltensrezepte und Bewertungshierarchien

in subjektiven Besitz und selbstverständliche Routine übergeführt werden“ (Luckmann, 1979, zitiert nach Funcke & Hildenbrand, 2018, S. 220).

In diesem dichten Zitat eines berühmten Soziologen steckt vieles. Leicht kann uns Wichtiges entgehen; deswegen lassen Sie uns spielerisch-beispielhaft ins Einzelne gehen:

Nanette lernt nicht nur, sondern verinnerlicht eine Art System, nach dem sie ihre Welt ordnet und einteilt. Es sind die unterschiedlichsten Dinge, beispielsweise, dass es darin Männer und Frauen gibt und dass diese Unterschiedliches tun. Immer mehr und mehr wird sie spontan Vorgänge nach Mustern ihrer Zeit interpretieren können, z.B., dass jene Vierbeiner, die „wau-wau“ sagen, ‚Hunde‘ heißen und später, dass sie abgerichtet werden müssen: Sitz! Platz! Sie lernt ferner für den Umgang mit Anderen geltende Theorien über Raum und Zeit kennen, wenn auch nicht unbedingt naturwissenschaftliche Theorien. So könnte das beispielsweise heißen: ‚Ist es dunkel, muss ich schlafen‘, oder: ‚Das Schlafzimmer der Eltern darf ich nicht betreten‘. Nanette verinnerlicht aber auch Vorstellungen über ihr Innenleben, ihr eigenes und das anderer Menschen: Wer z. B. weint, ist traurig, oder auch: Wer Fragen stellt, will Andere kontrollieren. Und last not least: Sie bekommt auch einen inneren Kompass, ein Suchsystem, mit dem sie Relevantes von Irrelevantem zu unterscheiden lernt: ‚Wenn Mutti böse guckt, wird es wichtig, aufzupassen‘ oder auch: ‚Wie sich mein Gegenüber fühlt, hat mich mehr zu interessieren als alles andere‘.

Blumenberg, der zwischen dem, was ist (etwas, das wir nicht kennen) und dem, was Wirklichkeit ist, unterschied, hat immer darauf insistiert, dass es **viele Wirklichkeiten** gibt.

Mitte der 1990er-Jahre bieten Anna und Heidrun Nanette unterschiedliche Wirklichkeiten an, was Sie längst geahnt haben: Nicht nur die Verhaltensrezepte der Mutter decken sich nicht mit denen der Großmutter. Auch alle anderen Aspekte unterscheiden sich mindestens teilweise voneinander. Manches ist aber auch diametral entgegengesetzt. Gerade die Einstellung jenes Relevanzkompasses unterscheidet sich je nach Zusammenhang erheblich. Ob die Wirklichkeitsaneignung von Mutter oder Großmutter organisiert wird, legt im Voraus fest, in welchen Kollektiven sich Nanette zu Hause fühlen wird, dank den zu Hause gelernten Maßstäben und Relevanzstrukturen.

Ein wenig emphatisch könnte man sagen: Abhängig davon, wessen implizite Problemdefinition sich durchsetzt, entscheidet sich Nanettes **soziales Schicksal**. Denn mit jeder Fütterung, mit jedem Zu-Bett-Gehen, mit jedem Spiel werden Nanette Bausteine eines Weltwissens, eines Weltverstehens vermittelt, die sich zu einem Netzwerk verknüpfen, die einem Symbolsystem, einer Wissensordnung entsprechen. Es liegt auf der Hand: Je nach Gegenüber handelt es sich dabei um mehr oder weniger andere Bausteine.

Übung 2.2:

Überlegen Sie einmal, ob die obige Wirklichkeit besser zu Heidrun oder zu Anna passt. Wer hat gemäß dieser Skizze oben den Kampf gewonnen? Überlegen Sie, ob Sie Beispiele finden für Ihre eigene Wirklichkeitsaneignung, um sich den Zugang zu Luckmanns Aneignung sozialer Wirklichkeit einzuprägen!



Wirklichkeitsaneignung ereignet sich zu einem großen Teil **kommunikativ**, überwiegend nicht in Form einer Unterweisung, sondern durchaus **beiläufig** (siehe den folgenden Abschnitt).

Doch auch ohne ein kommunizierendes Gegenüber eignet sich das Kind Wirklichkeit an: durch Gebrauchsgegenstände (das Familienbett vs. das Ehebett) und technische ‚Gadgets‘ (wie die Selfiepraxis), durch den Wohnungsgrundriss und dessen kommunikativ vermittelte Funktionalität, über die in der Familie stattfindende Arbeitsteilung, durch Zeitpläne, aber auch durch verschiedene Rituale, die in der Familie oder durch die Eltern für das Kind installiert werden, um dessen Alltag zu strukturieren.



Wirklichkeitsaneignung erfolgt nebenbei. Sie umfasst neben Relevanzstrukturen auch Verhaltensrezepte und Bewertungshierarchien.

2.7.2 Identitätsentwicklung

Der Kampf um das Subjekt ist noch aus weiteren Gründen außerordentlich aussichtsreich, von denen hier noch auf zwei weitere Schauplätze gesehen werden soll.

Da die **Verwandlungsfähigkeit** des Menschen aufs Ganze gesehen enorm ist – und dies gerade in seiner Kindheit –, erscheint er als eine Art „Anthroplast“ (Jaeger, 1934, S. 69), dessen Formungsmöglichkeiten eine erstaunliche Spannweite abdecken. Hierbei spielt Identität eine besondere Rolle, von der ausgehend selbst so tief liegende Verhaltensanlagen wie die sexuelle Orientierung modelliert werden – welche bspw. in den antiken Gesellschaften Ausdruck einer Klassenzugehörigkeit war (Veyne, 1984): Schwulsein ist im antiken Griechenland ein Zeichen guten Geschmacks und beweist, dass man an der Liebe auch gute Gespräche zu schätzen weiß.

So viel ist auch ohne Kulturtheorie sicher: Die Bedeutsamkeit davon, eine Vorstellung von sich zu haben, lässt sich schwer in Abrede stellen. Die **Suche nach dem Selbst** kam den Menschen um 1990 vielleicht noch gelegentlich komisch vor, heute wird sie niemand mehr zum Lachen bringen. Identität ist auch deshalb ein Schlüsselbegriff der Gegenwart, weil er Sicherheit und Stabilität in einer unsicheren Zeit mit riskanten Optionen bietet (Kaufmann, 2005).

Auf der Basis vom Ergebnis der Suche nach dem Selbst und einem stillen – unbewussten – Vorgang der Selbstwerdung werden (und wurden) alle wichtigen persönlichen Entscheidungen getroffen.

„Menschen sind (...) selbstinterpretierende Wesen; sie und die soziale Wirklichkeit, in der sie leben, sind ohne Rekonstruktion ihrer (**impliziten und expliziten**) Selbstdeutungen und Selbstverständnisse nicht adäquat zu begreifen.“ (Rosa, 2018, 14. Februar)

Es handelt sich bei Identität um ein Konstrukt, das in zwei Richtungen ausbuchstabiert werden kann. Es verweist aber in jedem Fall ins Uneindeutige.

Wenn auch die individuelle Suche nach etwas Eindeutigem gehen sollte: Bei genauerem Hinsehen ist **Identität kein fester Kern** und Rückzugsort des Individuums, sondern das genaue Gegenteil davon. Identität ist ein ‚flüssiges‘, prozessuales Gebilde (Kaufmann, 2014, S. 27). Noch irritierender mag auf den ersten Blick erscheinen, dass Identität nicht in der monologischen Selbstbesinnung oder in der einsamen Suche zu finden ist.

Sie ist gerade der Ausdruck der Doppelnatur des Menschen. Identität ist eines der wichtigsten Ergebnisse von Intersubjektivität. Man kann sogar sagen: Nichts hängt so sehr vom Anderen ab wie das, was wir sind.

Relativ früh im 20. Jahrhundert sind diese Prozesse bereits beschrieben worden, von einem Autor, der – obwohl er ein nur wenige hundert Seiten füllendes Werk hinterlassen hat – zu den Klassikern der Soziologie gerechnet wird, obwohl er sich selbst eher als Sozialpsychologe und Philosoph verstand. George Herbert Mead (★ 1863; †1931) lenkt auf besonders eindrückliche Weise unseren Blick von der Formbarkeit des Weltverstehens zu der Formbarkeit des Selbstverstehens.

Die wichtigste Lektion Meads lautet: **Erst im Verhältnis zu Anderen erhalten Menschen einen Zugang zu sich.** Dies ist eine Erscheinungsform der intersubjektiven Grundtatsache unseres Menschseins.

Plausibel mag uns das werden, wenn wir uns Fälle sozialer Isolation vor Augen führen. Was z. B. an einer Einzelhaft das Problem sein soll, ist vielen nicht verständlich. Eine der belastendsten Erfahrungen scheint dabei darin zu bestehen, dass der intersubjektive Zugang zum Selbst gestört wird. Dies geht nicht nur fundamental zu Lasten des Wissens um sich selbst, sondern gefährdet den Menschen in seiner Existenz.

Beispiel 2.4: Beispiel zweier prägnanter Fälle bedrohter und wiederhergestellter Identität

Einen solchen Fall erzählt Alexandre Dumas im „Graf von Monte Cristo“. Dumas schildert in seinem Roman, wie Edmond Dantes in jahrelanger Isolationshaft auf der Festungsinsel Château d'If nicht nur seinen Lebenswillen, sondern beinahe den Verstand verliert. Rettung stellt sich ein, als sich ein Mitgefangener bei dem verzweifelten Versuch, auszubrechen, durch den Zellenboden zu ihm durchgräbt. In dem nun sich entwickelnden täglichen Kontakt mit einem zufälligen Anderen gewinnt Dantes ein allen Anderen sonst selbstverständliches tagtägliches Wissen über sich. Darüber hinaus gelingt es ihm, eine Projektion des Selbst zu entwerfen, eine Identität, die es ihm ermöglicht, die 14-jährige Haft zu überleben: als zukünftiger Rächer an denjenigen, die sein Leben zerstört haben.

Ein anderer Fall wird in Robert Zemeckis Film „Cast Away“ (Verschollen) geschildert. Als sich der einzige Überlebende nach einem Flugzeugabsturz auf eine kleine unbewohnte Insel retten kann, kommt er zunächst zurecht, doch fällt er nach einigen Monaten nicht nur in eine Depression, sondern es droht ihm der Verstand zu schwinden. Der Held übersteht die Krise durch einen zufällig angeschwemmten Ball. Ohne Zugang zu Anderen wird Robinson durch den Volleyball „Wilson“ vor dem Wahnsinn gerettet. Wir erleben, wie Robinson mit Wilson die Zeit teilt, die nicht der Sicherung des physischen Überlebens gewidmet werden muss, wie er mit ihm seine Ansichten teilt, seine Gefühle. Bei den zwei Fluchtversuchen von der Insel begleitet ihn Wilson. Als die Rettung schon nah ist und Wilson bei starkem Seegang über Bord geht, setzt der Verschollene sein Leben aufs Spiel, um Wilson zu retten.

Der durch äußere Umstände radikal auf sich selbst gestellte Mensch entwickelt eine Problematik, die seine Lebensfähigkeit bedroht und die er erst im engen Kontakt mit einem Gegenüber – selbst! – bewältigen kann.



Die beiden Geschichten weisen uns auf mehrere identitätsfördernde Dinge hin, die hier aber auch in Meads Überlegungen zum Selbst eine Rolle spielen. Aufmerksam machen möchten wir darauf,

- dass überhaupt ein **Gegenüber** benötigt wird, um ein Selbstbild zu entwickeln,
- dass es eine wesentliche Rolle spielt, wer dieser Andere und welcher **Art die Beziehung** zu dem Anderen ist,
- dass es um Austausch, um Interaktion geht, dass vorzugsweise aber sprachliche **Kommunikation** geeignet ist,
- dass derjenige, der Identität aufbaut, selbst der **Hauptakteur** in einem (längeren) Prozess ist.

In unseren Beispielen haben die Personen das Glück, in ihrer lebensbedrohlichen identitären Krise gerettet zu werden durch die Möglichkeit, etwas zu entwickeln, was eine vertraute Beziehung genannt werden kann. **Vertraute oder intime Beziehungen sind eine sehr wesentliche Voraussetzung für die umfassende Herstellung von Identität.** Intim sind Beziehungen dann, wenn sonst das Innere betreffende, meist verborgenes Gehaltene geteilt werden kann. Der Verschollene imaginiert sich im Ball einen Freund, mit dem er alles teilen kann – nicht aber etwa seinen Finanzberater. Der Inhaftierte gewinnt ein Gegenüber, das sich vielleicht nicht als Freund, doch interessanterweise als Abbé, als professioneller Beichtvater, erweist.

We cannot realize ourselves except in so far as we can recognize the other in his relationship to us. It is as he takes the attitude of the other that the individual is able to realize himself as a self (Mead, 2015, S. 194).

Und „takes the attitude of the other“ ist hier der springende Punkt: Wenn die kleine Nannette ein Selbstbild entwickelt, dann „durch die innere **Vorwegnahme der Haltungen ihres Interaktionspartners**“ (Preglau, 2015, S. 64), wie es etwas ungenau im Deutschen formuliert wird.



Abb. 2.1: Edmont Dantes gewinnt Bezüge zu sich und seinem durch Einzelhaft infrage gestellten Leben zurück (Pequenina, 1955, S. 18 ff.)

In bedeutsamen Situationen sollten jene Personen, denen wir uns mitteilen, fraglos für die intime Mitteilung **geeignet** sein. In diesen Prozessen ist unser Gegenüber auch immer „ein Spiegel, den der andere uns hält“ (de Singly, 1996, S. 67).

Im Unterschied zu dem, was wir vielleicht im Alltag anzunehmen geneigt sind, gelingt die Herstellung von Identität erst, indem wir die Chance haben, uns auf ein Gegenüber einzulassen. Dies scheint paradox. In der Tat müssen wir jedoch davon ausgehen, dass das gelungene ‚Bei-sich-Sein‘ des Einzelnen ein gelungenes ‚Beim-Anderen-Sein‘ voraussetzt.

Erklären lässt sich dies mit einer Entdeckung Meads, die in den vergangenen Jahren immer stärker in die soziologische und kulturwissenschaftliche Theoriebildung eingegangen ist.

Nach Mead hat das **individuelle Bewusstsein eine soziale Struktur**. Erst durch diese soziale Struktur ist für uns das ‚Beim-Anderen-Sein‘, während (oder obwohl) wir bei uns sind, relativ mühelos möglich.

Wie anthropologische, aber auch die psychoanalytische/psychotherapeutische Forschung erklärt, ereignet sich die **soziale Strukturierung des Bewusstseins** bereits vor dem begrifflichen und an Sprache geknüpften Denken. Um es anders und einfacher auszudrücken: Noch bevor das Kind einen ersten Gedanken denkt und lange bevor es das erste Mal ‚ich‘ sagt, wird Sozialität zur Grundlage seiner Wahrnehmungen und Empfindungen. Diese Tatsache ist äußerst folgenschwer für viele Annahmen, von denen wir als Alltagsmenschen und als Professionelle ausgehen: Vorstellungen, wonach der Einzelne ein von Anderen isoliertes Atom ist, müssen demgemäß ins Reich der Märchen verwiesen werden: Individualismus startet immer von einer sozialen Grundlage aus.

Dies geschieht dadurch, dass das noch nicht einjährige Kind lernt, seine Aufmerksamkeit auf Objekte, aber auch auf sich selbst, durch Andere zu steuern.

Wie der Anthropologe Tomasello zeigt, beginnen Kleinkinder im Alter von 9 bis 12 Monaten, ihre Handlungen mit Anderen durch gemeinsame visuelle Aufmerksamkeit sozial zu strukturieren, durch das Geben und Nehmen von Gegenständen, durch das Vor- und Zurückrollen eines Balles mit einem Partner. Es ist eine gemeinsame Aufmerksamkeit, die das Kind und sein Partner über einen außerhalb der Beziehung existierenden Gegenstand herstellen und über den sie – noch sprachlos – kommunizieren. Nun sagt man, Kinder erforschen in diesem Alter schon selbstständig ihre Umwelt. Das eigene Explorationsverhalten des Kindes wird jedoch von der Zustimmung der Bezugsperson abhängig gemacht. Nicht anders ist es beim Aufbau von Identität im Kindesalter. Ohne soziale Rückversicherung und ohne Abstimmung findet die Exploration nicht statt. Ab einem Jahr gehen die Kleinen noch einen Schritt weiter. Sie beginnen kooperative Zusammenarbeit und Kommunikation mit Anderen. Interaktion ist nun ein Geschehen, das sowohl durch gemeinsame Aufmerksamkeit als auch durch die Übernahme der Perspektive der Anderen gekennzeichnet ist. Deutlich wird das durch den kreativen Gebrauch der Zeigegeste gegenüber Anderen (Tomasello, 2014, S. 213).

Wenn oben angedeutet wurde, dass das Wissen um die Welt verinnerlicht wird, dann können wir nun sagen, dass das Wissen um uns (vereinfacht gesagt) eine Verinnerlichung des Anderen bedeutet. Das gilt für Erwachsene: bei Dantes, bei dem Verschollenen – auch bei Ihnen (besonders wenn Sie eine Paarbeziehung oder Freundschaftsbeziehungen pflegen). Das gilt für Kinder.

Mead sieht im Bewusstsein jederzeit zwei Instanzen wirken, die sich die Aufmerksamkeiten teilen. Die eine, übrigens weit stärker ausgebildete Instanz nennt er mit dem einen der beiden englischen Ausdrücke für das Ich „Me“. Sie ist auf soziale Reize spezialisiert.

Die andere Instanz bezeichnet er mit dem anderen englischen Ausdruck für das Ich „I“. Diese ahnt vielleicht vom Vorhandensein des anderen Teils. Das „Me“ liegt jedoch außerhalb der unmittelbaren Reichweite des „I“ (Hessinger, 2010, S. 78). Und damit mag es dem „I“ mit dem „Me“ so gehen wie den meisten von uns mit der eigenen sozialen Sensibilität.

Durch so eine Struktur des Bewusstseins werden uns aus kleinsten Gesten – Körperhaltungen, Blicken, Betonungen – die Haltungen des Anderen uns gegenüber ‚intuitiv‘ erfassbar. So werden Erwartungen an uns, ohne dass ein Wort fällt, nachvollziehbar.

Damit dies funktioniert, muss neben einem derart ‚gespaltenen‘ Bewusstsein vorausgesetzt werden, dass wir die gleiche Sprache sprechen, dass die Gesten ‚lesbar‘ sind. Bei einer Zugehörigkeit zu gleichen Kollektiven ist die Wahrscheinlichkeit groß, am größten jedoch zwischen Menschen, die jenem, meist sehr solidarischen, immer aber unkündbaren Kollektiv, der Familie, angehören.

Damit die Haltung ‚stimmt‘, die eine identitäre Konstruktion möglich macht, sollte auch ein Verstehenwollen des anderen hinzutreten. Hier gilt das gleiche, was soeben über Kollektive gesagt wurde. Anna, wie Heidrun, wollen Nanette vermutlich verstehen – auch wenn sie je etwas anderes verstehen wollen und anderes „spiegeln“ werden.

Hiermit kommen wir zu dem **expliziten Aspekt von Identität** – eine Identität, die mit Reckwitz auch „hermeneutische Identität“ (Reckwitz, 2006, S. 47) genannt werden kann.

Damit eine hinreichend komplexe Identität ermöglicht wird, sollten es vorzugsweise Haltungen naher „Unterstützer“ sein, die wir beim Sprechen vorwegnehmen, gleichgültig, ob es sich dabei um Familie (Nanettes Eltern), Freunde (Wilson) oder jemand wie Sie, liebe Leserin, lieber Leser, handelt: um einen professionellen Zuhörer und Unterstützer (wie Edmont Dantes Abbé auf dem Château d’If).



Beispiel 2.5: Altphilologische Beiträge zur Identität

Interessanterweise werden identitäre Vorgänge in intimen Beziehungen im Unterschied zu unpersönlichen Beziehungen bereits im ältesten literarischen Denkmal, über das die Menschheit verfügt, reflektiert. In Homers Odyssee kehrt ein Mensch nach seiner 20-jährigen Irrfahrt heim – eine Zeit des Leidens, die auch eine Zeit permanenter, nicht nur die Akteure, sondern auch die Leser und Zuhörer Homers verwirrender Lügen ist. Odysseus erscheint bei Homer als ein Mensch, der verschiedene, überwiegend stark ausdifferenzierte Ich-Konstruktionen, abhängig vom Gegenüber, entwickelt, wobei wichtigster Bestandteil des Epos eine große erfundene Biografie ist (Grethlein, 2017). Erst ganz am Ende des Epos kommt der Protagonist wieder in die ihm nur „zu Hause“ mögliche Existenz zurück. Hier verwandelt er sich ein letztes Mal, gerade noch im letzten Moment. Er wird erst wieder ganz er selbst, als er der für ihn konkurrenzlos bedeutsamsten Person, in einer endlosen Winternacht, die ‚ganze Geschichte‘ erzählen kann, eine Person, die ihn – wie Homer deutlich macht (Mendelssohn, 2019) – als einzige verstehen kann: Penelope, seine Frau, für die die narrative Wiederherstellung ihres Mannes keine Last ist. „Und die Königin horchte mit inniger Wonne; kein Schlummer/Sank auf die Augenlider, bevor er alles erzählet.“ (XXIII. Gesang)



Abb. 2.2: Odysseus kommt als nackter Bettler und stark gealterter Mann nach Hause. Terrakotta-Plättchen, ca. 460–450 v. Chr. (The Metropolitan Museum of Art, n.d.)

Mit diesem Beispiel werden wir nah an einen letzten Aspekt von Identität herangeführt.

Leicht kann übersehen werden, welche Rolle für die Identität das biografische Sprechen im Zusammenhang selbst hat, mit anderen Worten die **Narration**. Menschen wie Odysseus, Edmont, Robinson und Nanette erzählen Geschichten. Der Wert dieser Geschichten wird von einigen Psychologen und Philosophen für so bedeutsam gehalten, dass sie deren Produkt eine „narrative Identität“ nennen (z.B. Gergen, 1991, S. 17).

Narrative Identität kann man „die Einheit des Lebens einer Person, so wie diese Person sie in den Geschichten erfährt und artikuliert, mit denen sie ihre Erfahrung ausdrückt“ (Widdershoven, zitiert nach Kraus, 1999), verstanden werden. Absichtlich ist dabei von „den“ Geschichten die Rede. „Die“ Lebensgeschichte gibt es letztlich nicht. Oder zumindest kann diese eine Geschichte faktisch nie vollständig erzählt werden.

Wir erleben mehr als wir erzählen und wir erzählen anders vor den jeweils anderen. Je nachdem, mit wem wir sprechen und welches Selbstbild wir präsentieren wollen, geben wir ‚unserer‘ Geschichte unterschiedliche Färbungen, wir lassen das eine aus und betonen das andere. Insofern ist die Selbstgeschichte in der Tat ein ‚work in progress‘, dessen Teile sich immer wieder verändern, je nachdem wie die Zuhörerschaft darauf reagiert und je nachdem, wie wir aktuelles Erleben integrieren müssen. (Kraus, 1999)

Es ist allerdings alles andere als gleichgültig, wer das Gegenüber ist, dem die grundsätzlich offene Geschichte erzählt wird. Das sollte uns die Episode mit ihrer gesamten Symbolik zeigen. Es ist zwar variabel, wer der „vielgewandte“, der „duldende“ Einzelne ist, doch es ist für **ihn nicht gleichgültig**, wo er seine Geschichten erzählt. Davon hängt ab, ob er Pirat, Bettler oder König ist.

Als Zwischenfazit können wir festhalten:

- dass wir den Wert der identitär relevanten Erzählungen im Hinblick auf deren Wahrheit relativieren müssen (somit wird die Rache des Grafen von Monte Cristo auf einem variablen Konstrukt aufbauen).
- dass es vom Gegenüber abhängt, was als Identität entsteht (die Erzählung seiner Leiden, von der die Rede ist, ist jene, welche vor Penelope möglich war).

Für unsere Identität, das Selbst, samt dem Selbstgefühl, der Selbstwahrnehmung, dem Selbstwert kommt es darauf an, wer und was die Anderen um uns – in Beziehung auf uns – sind.

Deutlich werden sollte:



Beziehungsangebote der Umwelt vorzufinden und anzunehmen, ist Voraussetzung für die Entwicklung eines Wissens davon, wer wir sind.

Hier entwickelt sich **eine implizite und eine explizite (hermeneutische) Variante von Identität**.

Jede Beziehung knüpft sich an ein **individuell** und **kulturell** ‚spezifisches‘ Gegenüber. Identitär werden wir uns an denen abarbeiten.

Identität im Sinne Meads hängt von den **Haltungen uns gegenüber** ab, die wir beim Gegenüber annehmen.

Schauen wir kurz zurück, bevor wir weitermachen, damit uns nichts entgeht.

Sie sehen, die Einsätze sind hoch! Wer mit dem Kind umgeht, wird seine Subjektivität durch Spiegelung formen. Die Sicht auf die Welt wird geformt, was an ihr relevant ist, was nicht und wie das alles zu beurteilen ist.

Nicht umsonst rät der bedeutende Soziologe Peter Berger (1929–2017) jedem zur größtmöglichen Sorgfalt, der sich seine Eltern aussuchen kann.

2.7.3 Miteinander kommunizieren

Gerade wenn es um die Entstehung von Welt- und Selbst*verstehen* für die Handlungsfähigkeit geht, betonen viele Kulturosoziologen, dass unser Verhältnis zur Welt überwiegend nicht rationalen Charakters ist (Schmidt, 2012). Eine Annahme, dass unser Handeln mit großem rationalen Aufwand geschieht, scheint eine Projektion der Wissenschaft zu sein, die mit der Zeit im Alltag selbst angekommen ist.

Ärgern Sie sich auch, dass Ihnen Familienangehörige ‚nicht wirklich zuhören‘ und gerade dann, wenn Sie etwas Ihnen Wichtiges mitteilen wollen, wenn Sie Dinge mit ihnen klären müssen? Wenn etwas zu koordinieren ist. Wenn es um die Beziehung geht? Wenn es um Ihre Bedürfnisse geht. Wenn etwas anders laufen soll? – Man hat Sie nicht verstanden? Sie wurden deutlicher? Es wurde eventuell sogar geweint? „Was habe ich denn nun schon wieder alles falsch gemacht?“, werden Sie gefragt. Es gab Streit? Was lernten Sie daraus? Was machten Sie anders?

Sollte das so sein, wären Sie damit nicht allein. Auch Anna meint, sie kann mit Heidrun „nicht wirklich reden“ – schon gar nicht über Nanette. Heidrun umgekehrt weiß in so einem Fall dann immer gar nicht, was los ist.

Für Sie persönlich und alle anderen Betroffenen mag diese Erfahrung, in der Familie nicht verstanden zu werden, sobald es ein wenig komplizierter wird, immer wieder von Neuem einen kleinen Schock auslösen; tatsächlich jedoch entspricht das der Logik der Alltagskommunikation, wie sie der französische Kommunikationswissenschaftler Yves Winkin beschreibt.

Formen und Prinzipien der Alltagskommunikation in der Familie sind bis vor Kurzem kaum beschrieben worden – vielleicht weil jeder mindestens seine eigene Familie kennt: Darüber Worte zu verlieren schien unnötig. Tatsächlich ist die Familie und ihre Kommunikation immer noch ein weitgehend unerforschtes Terrain, über das es im Alltag zahlreiche Missverständnisse gibt. Die womöglich auch daher rühren, dass viele von uns falsche Erwartungen in die Familie setzen (Retzer, 2009). Die Familie kann auf der soziokulturellen Ebene Erstaunliches leisten und erweist sich als schlechthin unersetzbar – aber ihre Mittel sind auf der Ebene des gegenseitigen Verstehens zunächst einmal ‚von Natur aus‘ beschränkt.

Würde man versuchen, die kommunikativen Ereignisse innerhalb der Herkunftsfamilie von Nanettes Mutter und Großmutter mit aus Filmen oder Büchern hergenommenen Erwartungen messen, könnte das Ergebnis ernüchternd erscheinen. Wenn Sie sich selbst einmal auf einer Aufnahme ihrer Unterhaltung in der WG angehört haben, mag sich das für Sie sogar beschämend angefühlt haben. Es gibt keinen Grund, sich zu schämen.

Transkriptionen von Familienunterhaltungen machen auf einen Blick einige Aspekte sofort deutlich: Es sind nicht solche Unterhaltungen, wie wir sie aus dem Fernsehen gewohnt sind.

Wie Yves Winkin (1981, 1996) feststellt, ist der private Kommunikationsalltag in vieler Hinsicht anders, als es die meisten Drehbücher vorsehen:

- Das, worüber gesprochen wird, ist in überwiegenden Fällen **banal**, die einzelnen Aussagen sind weder gehaltreich noch tiefschürfend, dementsprechend die Themen.
- Satzstrukturen sind einfach, teilweise **nicht „korrekt“**: Sätze sind nicht vollständig, Wörter sind teilweise unverständlich. Wenn Sie einmal ein Gespräch transkribiert haben, bemerken Sie, dass sich, um das Gesagte zu verstehen, die Teilnehmer nicht immer an den Text halten, sondern sich eher an nonverbalen Aspekten der Rede orientieren. Pausen, Stimmhebungen und -senkungen stehen anstelle eines verbal prägnanten Ausdrucks. Die Alogik der Redebeiträge regt meist so wenig auf wie die Abwesenheit einer stringenten Argumentation.
- Das Konzept „Information“ spielt in der Alltagskommunikation der meisten Familien eine geringe Rolle. Nur bei wenigen **Themen**, die in die familiale „Relevanzstruktur“ gehören, werden die Familienangehörigen beim Wort genommen. So sind schulische Ereignisse auch als Information relevant und werden meistens sehr genau behandelt. Ob aber psychische Befindlichkeiten gleichfalls genau genommen werden, hängt davon ab, ob auch sie als relevant erachtet werden. Für seine Inhaltsabstinenz vielen leidvoll bekannt ist das ‚harmonische Kaffeetrinken‘ der älteren Generation, bei dem jüngere sich furchtbar langweilen.

- Die Kommunikationsteilnehmer **hören selektiv**, nach eigenen Kriterien, nicht selten auch gar nicht zu – entsprechend der Relevanzen.
- Anstelle einer Orientierung am Text gibt es eine überraschend **starke Orientierung an den Personen**. Die Subjekte beobachten zwar weniger, was genau gesagt wird, fokussieren einander auf eine andere Art, die teils durch Nachahmung, teils durch Reaktanz, meist aber durch ein soziales Sich-auf-den-und-die-Anderen-Einschwingen darstellt.
- Gleichzeitig heißt das nicht, dass das Individuum als solches interessiert. Einen deutlichen Vorrang hat die Gruppe.
- Das Verhältnis der Personen ist **mimetisch**: Sie ahmen einander nach.
- Plötzlich aufpoppende **Gefühle**, die sich mit der Behandlung eines Themas einstellen, aber auch länger andauernde Stimmungen beherrschen nicht nur die Szene, sondern sie steuern geradezu die Kommunikation. Dabei sind diese – egal, ob heftig oder gemäßigt – immer bedeutsam. Ihr Auftreten entscheidet darüber, wann ein Thema begonnen, bei ihm verweilt und es verlassen wird. Von einem Thema zum anderen überzugehen, bevor ein Thema erschöpft ist, ist der familiäre Normalfall.
- **Konflikt** bildet ein nicht wegzudenkendes Element in jeder Familienkommunikation. Gerade, dass in einigen Familien Konflikte durch eine permanente Familienkonferenz in den Griff bekommen werden sollen, weist auf den Normalfall Konfliktivität hin, wie dies auch die jähzornigen Ausbrüche zeigen.

Vielleicht haben Sie eine solche Position schon in anderen Zusammenhängen kennengelernt. Sie ist im 21. Jahrhundert nicht mehr überraschend neu. Vergleichbares, wenn auch mit ganz anderer Schwerpunktsetzung, finden Sie bei einem Klassiker der Kulturtheorie, Erving Goffman (1922–1982), den wir eingangs schon vorgestellt haben. Auch er versichert uns, dass dort, wo miteinander gesprochen wird, es grundsätzlich nicht primär um die Texte geht, sondern um eine Begegnung, in der wohl auch gesprochen wird, die jedoch andere Maßstäbe zu erfüllen hat als den Austausch von Botschaften oder das Generieren von Erkenntnissen. Hierfür schlägt Goffman den Vergleich mit der Aufführung eines Stückes vor. Das Theater erscheint als ein Modell für die soziale Welt. Mit leicht anderer, aber bedeutsamer Variation in der Metaphorik fasst Yves Winkin seine Beobachtungen zusammen. Er spricht dagegen davon, dass die Analogie bei der Musik zu suchen ist: Jedes Familienmitglied agiert nicht im Sinne eines bestimmten Produkts, sondern befindet sich im Prozess. Sie dürfen hierbei an Jazz denken: Eine überschaubare Anzahl an Teilnehmern (die Familie) **improvisiert**, solange das Stück geht (ein Ausflug, eine Mahlzeit), und stellt durch seinen persönlichen Einsatz ein (Klang-)Bild her, das nur dadurch stimmig und für alle rund wird, weil jeder sich **an den Anderen genauestens orientiert**. Eine zu große individuelle Eigenwilligkeit, eine zu große Komplexität des eigenen Beitrags kann hier keiner wollen: Es würde das **Familienorchester** überfordern.

Halten wir mit Blick auf die enttäuschten Erwartungen vom Anfang fest: Alltagskommunikation, gerade Familienkommunikation, ist nicht die Übertragung von Botschaften oder Inhalten und deren verstehende Wertschätzung, sondern bedeutet, an einem sozialen Prozess beteiligt zu sein (Marcelli, 2010, S. 41).

Und dennoch ist es etwas anderes, wenn wir von einem **Imaginär der Kommunikation** sprechen (Olivesi, 2006), das Anna und vielen von uns vor Augen steht, wenn wir mit den Wünschen nach Verständigung in der Familie nicht froh werden. Vor allem in der nicht deutschen Kulturtheorie beschrieben, handelt es sich dabei um ein seit den 1990er-

Jahren etablierendes **Vorstellen über die Möglichkeit einer besseren Verständigung**, in dem Transparenz einen Zentralwert erhält – nämlich im Hinblick auf Bedürfnisse, Gefühle, Gedanken. Dies erfordert freilich eine Aufwertung der Information, aber auch des Individuums und seiner persönlichen Gedanken – Dinge, die einen geringen Stellenwert im „Orchester“ haben.

Aber nicht nur transparent sollen die Beteiligten sich zeigen, sondern auch in der Lage, sich rational zu steuern, wie auch an den kommunikativen Prozess selbst der Anspruch einer Steuerbarkeit gestellt wird. Das harmonische Kaffeetrinken, die Familienfeiern, bei dem alle Lachklammern tragen, wurde zum Gegen- und Schreckbild von Anna. In ihrer Beziehung zu Thomas hat Anna unter Anwendung kommunikativer Techniken dieses Imaginär schon umzusetzen begonnen – es war harte Arbeit, Thomas dahin zu bekommen! Nun sind Selbstverstehen und den Anderen verstehen zu wollen der grundlegende Standard ihrer Paarkommunikation geworden. Und im Rückblick erscheint es Anna, als wenn sie mit Nanette auch nichts anderes betrieben habe.

Heidrun treibt es immer wieder die Tränen in die Augen, wenn sie daran denkt, wie ihre Tochter sie zutextet. Warum soll sie immer alles erklären können, was sie tut. Warum soll sie sich denn ändern? Und warum soll sie sich mit Annas Bedürfnissen auseinandersetzen, die ihr mehr als schleierhaft erscheinen? Sind wir denn keine harmonische Familie mehr? Vielleicht stimmt ja mit Anna etwas nicht, wenn sie immer von ihren Bedürfnissen anfängt!

Hinweis:

In einem soziologischen Text – betitelt „Virtuosen der Selbstthematizierung“ (Burkart, 2006) – berichtet eine Diskussionsgruppe vom Soziologentag so distanziert wie fremd über einen sie interessierenden Aspekt gesellschaftlicher Veränderungen, über die ihre Mitglieder soeben diskutiert hatten: „Selbstaufmerksamkeit und Selbstbeobachtung scheinen zugenommen zu haben“, beginnt der Text vorsichtig. Wir ahnen die Blicke, die sich die Professoren zuwerfen. „Viele Leute“, fährt der Text fort, „können sozusagen nicht mehr unbefangen (unreflektiert, unkontrolliert) mit anderen über sich selbst reden, tun es immer schon in einer quasi-therapeutischen Einstellung oder in einer an anderen Selbstreflexionsmodellen erprobten Haltung. Es gibt also eine Gesprächskultur der Selbstthematizierung“ (Burkart, 2006, S. 3523). Die Soziologen fragen sich, „ob diese Tendenzen eine Familienorientierung erschweren und nicht zuletzt für das hohe Maß an Kinderlosigkeit verantwortlich sind. Umgekehrt: Verhindern Familien die Ausprägung von Selbstthematizierungs-Virtuosität“ (Burkart, 2006, S. 3527)?

Andere Soziologinnen und Soziologen schließen sich hier an: „Eine Paarpraxis, die durch einen reflexiven Dauerdiskurs geprägt ist, zerstört sich letztlich selbst“ (Hildenbrand, 2006, S. 200). Schlechte Nachrichten für Thomas und Anna? Und die Familie? „Ehe und Familie werden im Extremfall zur kontinuierlichen reflexiven Leistung hochstilisiert und damit ihrer Grundlagen, d.h. der Sicherung der fraglosen Orientierung in der Alltagswirklichkeit, beraubt“ (Funcke & Hildenbrand, 2018, S. 220).

Auch wenn Heidrun die Argumentation von Günter Burkart (★ 1950) und Bruno Hildenbrand (★ 1948) nicht komplett verstehen sollte, sie würde ihnen zweifellos vorbehaltlos Recht geben.

Treffen diese Altersgenossen Heidrun ins Schwarze? Zumindest Heidrun hat den Eindruck, dass nach so einem „Kommunikationsversuch“ mit Anna überhaupt nichts mehr stimmt, auch wenn Anna selbst im Unterschied zu ihr das Gespräch „produktiv“ fand. Wäre es nicht besser, die Differenzen nicht so wichtig zu nehmen?

„Aber“, würde Anna sagen, „so halte ich es nicht mehr aus! Das nervt mich inzwischen alles so. Ich möchte, dass mir zugehört wird! Ich möchte auch Dir zuhören! Lass uns miteinander reden! Was können wir Besseres tun, als zu versuchen, einander richtig zu verstehen, und dann zu versuchen, es besser zu machen?!“

Doch kehren wir zu unserer Argumentation zurück und fassen sie zusammen. Fragen wir danach weiter: Was bedeutet das für uns und für die Entstehung des Subjekts Nanette?

Wenn Kommunikation im Alltag primär nicht dem Senden und Empfangen von Botschaften gewidmet ist, sondern eine ganz andere Art von Aufführung darstellt, in der es um einen Zusammenklang in einer Art „**orchestraler Kommunikation**“ (Winkin, 1981, S. 25) geht, dann müssen wir die Bedeutung expliziter, verbaler Botschaften relativieren. Das Modell Input bleibt begrenzt wirksam, unabhängig davon, ob Eltern ihren Kindern einen solchen Input reichlich oder kärglich spenden sollten.

- Durch die Familienkommunikation werden Realitätsdefinitionen erschaffen, bestätigt, aber auch bestehende Realitätsdefinitionen infrage gestellt. Dies passiert allerdings nicht in einem Programm, sondern durch „Beiläufigkeit“ (Funcke & Hildenbrand, 2018, S. 220).
- Außerverbale kommunikative Akte sind bedeutsam.
- In jeder Sequenz wird Welt- und Selbstverstehen hergestellt, beim Kind Nanette, aber auch bei den Erwachsenen.
- Es braucht Kompetenzen für eine orchestrale Kommunikation, nicht für eine, in der Nachrichten von A nach B transferiert werden oder umgekehrt.
- Fragen wir, welche das sind, dann dürften diese in einem Bereich liegen, der die routinierte Wahrnehmung des Anderen betrifft, darüber hinaus: die Antizipation von Erwartungen, Ambiguitätstoleranz, Kompetenzen in der nicht verbalen Kommunikation, aber vor allem die Fähigkeit, sich mit Anderen wohlzufühlen.
- Die Fähigkeiten, die Anna und Nanette als Standard in ihren Beziehungen eingeführt haben und aus dem Bereich des neuen **Imaginärs der Kommunikation** stammen, ersetzen die ältere orchestrale Kommunikation nicht, sie sind auf einer anderen Ebene angesiedelt.
- Diese Kommunikation setzt eine bestimmte Subjektform voraus, die so kontingent ist wie jene, die mit dem kommunikativen Imaginär nichts anfangen kann.
- Zu ihr gehören auf einem sekundären Weg gelernte Techniken, die vor etwa zehn Jahren dem Bereich der Psychotherapie angehört, inzwischen aber die Klassenzimmer in unterschiedlicher Gestalt erreicht haben – sei das in Form von Schulmediation oder Bedürfniskommunikation.
- Ob der Auftritt eines Subjekts der ‚Selbstoffenbarung‘ und ein ‚reflexiver Dauerdiskurs‘ die Familie zerstört, soll dahingestellt bleiben. Aus kulturtheoretischer Perspektive wird auf Wandel optimistischer geschaut werden dürfen als aus der normativen Perspektive der Soziologen.

- Im Unterschied zu den Soziologen Hildenbrand und Funcke erscheinen die kommunikativen Aspirationen Annas (und auch Nanettes) nicht als Pathologie, sondern als kulturelle Neuerung, die keineswegs einen reflexiven Dauerdiskurs verlangt. Sie ist eine routinierte Praxis. Dafür sorgen die Techniken, die einen automatischen Einsatz ermöglichen und Übung verlangen, wie das Heidrun vom Autofahren kennt.

Übung 2.3:

- Wenden Sie Ihr neues Wissen an! Welche Beispiele fallen Ihnen dafür ein, wie unterschiedlich die oben genannten Aspekte erfüllt werden können? Gehen Sie ein auf: Themenwahl in der Familie, zuhören/nicht zuhören, Orientierung an Personen, Gefühlssteuerung und das Element Konflikt.
- Überlegen Sie selbst: Welche Risiken, welche Chancen sehen Sie darin, wenn Kommunikation im Sinne des neuen Imaginärs in der multilokalen Mehrgenerationenfamilie eingesetzt wird?



2.7.4 Subjektivierung at work: Triadische Verhältnisse

Tatsächlich werden bereits seit Jahrhunderten auf ähnliche Art und Weise Selbstbilder und Weltwissen in familialen Settings im täglichen kommunikativen Umgang gelernt – wenn dies auch zunächst bis ins 20. Jahrhundert auf eine Minderheit beschränkt war, die sich vor weniger als 100 Jahren erst kulturell durchsetzen konnte (Gay, 1992).

Am effektivsten und besten geschieht dies seitdem bei den gemeinsamen Mahlzeiten am **Familiertisch!** „Die Familie konstituiert sich als die besondere Gruppe, die sie ist, durch gemeinsame Mahlzeiten“ (Kaufmann, 2007a, S. 114). Und hier werden Subjekte geformt.

An diesem Familiertisch wird Anderenbezüglichkeit zum entscheidenden Element der Subjektivierung.



Abb. 2.3: Familiertisch (Kaufmann, 2007a, S. 137)

Diese **Anderenbezüglichkeit**, durch die der Familientisch eine wichtige Einrichtung für Sozialisation und Akkulturation überhaupt erst werden kann, wird äußerst früh hergestellt, wie wir schon wissen. Dass ein Tisch, den das Kind mit seinen Eltern teilt, wichtiger ist als ein privates Kindertischchen abseits, soll im Folgenden deutlich werden.

Tatsächlich findet hier am Tisch auf den ersten Blick nur Banales statt. Dies mag einer der Gründe sein, warum es erst die Kulturforschung war, die die für Andere langweiligen Routinen der Familie bei Tisch würdigen konnte (Keppler, 1997).

Mit unserer Vorkenntnis aus den Abschnitten zuvor können wir uns bereits denken, dass jenes, was unter dem Stichwort Wirklichkeitsaneignung (Abschnitt 2.6.1) und Identitätsentwicklung (Abschnitt 2.6.2) beschrieben wurde, hier besonders konzentriert Nanette ermöglicht wird.



Übung 2.4:

Warum könnte der Familientisch für Wirklichkeitsaneignung und Identitätsentwicklung eines Kindes bedeutsam sein? Rufen Sie sich noch einmal die Argumentation von den Abschnitten 2.6.1 und 2.6.2 in Erinnerung.

Wie dies geschieht, ist komplexer und spannender, als man zunächst denken sollte!

Nicht nur für Nanette, auch für die Erwachsenen ist der Familientisch natürlich im Hinblick auf beides – Wirklichkeitsaneignung und Identitätsentwicklung – die eventuell wichtigste Instanz.

Der tägliche Kram der Erwachsenen und der Kinder kommt von außerhalb der Familie auf den Tisch und wird hier besprochen, gedeutet, erledigt. Am Tisch wird miteinander gelacht, gestritten, schlechte Stimmung erzeugt, ausgehalten oder ausagiert. Am Tisch haben alle gleichzeitig füreinander Zeit, und alle bekommen von jedem Mitglied Raum: jeder für sich an seinem Platz und alle zusammen an ihrem gemeinsamen Tisch. Kulturell ist dabei festgelegt, wie viel Raum jeder erhält und was hier stattfindet. Der Soziologe Jean-Claude Kaufmann ist davon überzeugt: Am Tisch „entsteht“ erst die Familie.

Den Mittelpunkt bildet dabei die Mahlzeit. Ob das hier aufgetischte Gericht ein traditioneller Klassiker zu einem Fest ist, ob es sich um das Leibgericht eines oder aller Familienangehörigen handelt, um die bestellte Pizza oder ob etwas ganz Neues ausprobiert wird: Die Mahlzeit ist ein Türöffner für das, worum es „eigentlich“ in kultureller Perspektive geht: die Kommunikation und ihre unglaublich bedeutungsvollen Folgen.



Übung 2.5:

Kleine Zwischenfrage an Sie: Ist der Familientisch auch in solchen Familien für Wirklichkeitsaneignung und Identitätsgewinn bedeutend, in denen Kinder, wenn Erwachsene reden, zu schweigen haben oder – wie ehemals im calvinistischen Haushalt – beim Essen gar nicht gesprochen wird?

Dadurch, dass bei Nanette jeden Abend warme, ausgiebige Mahlzeiten geradezu zelebriert werden, kann sich die akkulturierende Wirkung diese Settings voll entfalten.

Hier lernt Nanette, mit vorgefundenen und natürlich sich einstellenden üblichen Problemen in einer angemessenen Art und Weise umzugehen – wobei diese Art und Weise in einem bestimmten **größeren kulturellen Sinnhorizont** verortet ist und einem Sinnhorizont, der nur ihre Familie betrifft – wenn Sie wollen: dem **Sinnhorizont ihrer Familienkultur**. In beiden Horizonten ist sie zu Hause. Was Teil ihrer Familienkultur ist, wird dabei dadurch bestimmt, was im größeren kulturellen Sinnhorizont denkbar und machbar erscheint.

Beides aber, der größere (oft sehr große) und der kleine Horizont, geben die Antwort darauf, was angemessen bedeutet. Zu trennen sind sie oft gar nicht leicht.

Nanette lernt vieles Kleinteilige, aber auch größere Zusammenhänge:

Kleinteilig: wie mit Konflikten umgegangen wird, dass Gefühle angesprochen werden oder verschwiegen werden müssen, dass der Ärger des Anderen einen Anlass für Hänselei oder für etwas anderes ist. Sie lernt auch, ob Menschen manipuliert werden dürfen oder nicht. Sie könnte beispielsweise lernen, dass sie Andere in ihrer Rationalität vorübergehend beschädigen kann, indem sie sie wütend macht – und wie dies am besten anzufangen ist.

Sie lernt auch, aktiv zu verzeihen oder aber Verletzungen auszusitzen. Sie lernt, dass Menschen für ihre Individualität oder für ihre Leistung zu achten sind usw. Sie lernt, dass das Persönlichste oft das Spannendste an einem Menschen ist und wie Andere durch eine entsprechende Körperhaltung zum Reden zu ermuntern sind oder aber, dass ein Übermaß des Persönlichen peinlich ist und wie durch einen geistesabwesenden Gesichtsausdruck solche Unterhaltungen leider rasch beendet werden.

Doch es sind nicht die Breite des Themenspektrums und die Dauer der Vereinigung der Familie um den Tisch allein, die den Familientisch zu einem wirksamen Instrument machen. Der Tisch erweist sich als wichtigster Schauplatz für die Entwicklung einer Wirklichkeit, die Entwicklung von Identität.

Die hohe Wirksamkeit ergibt sich aus einem **Kommunikationsproblem**, das die Familie, den Kindern, aber auch den erwachsenen Familienmitgliedern auferlegt wird. Es handelt sich um eine nicht zu unterschätzende Belastung, der zu entgehen die Mitglieder versucht sein könnten, den Familientisch zu verlassen!

Kehren wir der Einfachheit halber zur einfachsten Zusammensetzung zurück.

Gehen wir es vom Anfang beginnend an. Aus der Kommunikationsperspektive lässt sich eine dreiköpfige Familie – die Konfiguration aus dem klassischen Kinderspiel: Vater – Mutter – Kind – in kommunikative **Dyaden** oder Zweiergruppen auflösen: Vater-Mutter-Dyade, Mutter-Kind-Dyade, Vater-Kind-Dyade. Die Familientriade wird durch drei Dyaden gebildet. Nanettes Familie ist so eine Triade, die sich aus drei Dyaden zusammensetzt, welche aus Nanette, ihrer Mutter und ihrem Vater besteht. Nebenbei sei gesagt: Bestünde die Familie aus mehr Mitgliedern (ein Brüderchen wird geboren) oder kommt jemand zu Besuch – denken Sie hier unbedingt an die multilokale Mehrgenerationenfamilie –, gibt es natürlich dementsprechend mehr Dyaden: also zusätzlich Oma – Kind, Oma – Vater, Oma – Mutter usw.

Vermutlich haben Sie schon davon gehört, dass für viele Paare das erste Jahr der Elternschaft eine Zerreißprobe darstellt. Dies sollte nicht mit dem von jungen Paaren stark beklagten Schlafmangel begründet werden. Psychoanalytiker verweisen uns darauf, dass

das Paar, zusammengesetzt aus zwei eng ausschließlich aufeinander bezogene Menschen, die ineinander ihr ‚Ein und Alles‘ finden, mit dem **Dazukommen eines Dritten**, nämlich dem oft genug sehr gewünschten Kind, eine ganz andere, teilweise riskante neue Beziehung eingehen. Stichworte wie Freud, Ödipus, ödipale Krise mögen Ihnen schlaglichtartig beleuchten, worum es der traditionellen Psychoanalyse dabei gegangen ist.

Kommunikativ bedeutet diese Situation etwas ganz Besonderes, wie wir in den Beschreibungen des Psychoanalytikers Buchholz lesen können, die einen ganzen Zweig von Therapien angeregt haben: Das Paar kann dyadisch nicht mehr in Beziehung zueinander treten, ohne das Vorhandensein des Dritten, des Kindes, zu berücksichtigen. Der Dritte ist immer mitzudenken, miteinzubeziehen. Der Dritte ist für das Paar – ob es das nun will oder nicht – irgendetwas, schreibt Buchholz, **zwischen „Monster“ und „Erlöser“**, und jedes Paar muss sein Kind auf diesem Kontinuum situieren (Buchholz, 1990, S. 169). Dies beginnt laut Buchholz bereits in der Schwangerschaft, während der sich mächtige Fantasien entwickeln, wie es zu dritt sein wird.

Doch uns interessiert die Situation des Kindes! Strukturell ist es hier nicht anders: Ab dem Moment, in dem sich zwei gleichberechtigte erwachsene ‚Bezugspersonen‘ dem Kind gegenüber finden (das mag in Familien, in denen gestillt wird, später als bei anderen der Fall sein), sieht sich das Kind mit der gleichen Unausweichlichkeit vor der Notwendigkeit, in seiner Beziehung zum Einen oder Anderen immer noch einen Dritten zu akzeptieren, der als ärgerlicher Störer einer harmonischen Beziehung erscheint. Bereits Freud hatte sich die Beziehung kleiner Kinder zu jedem Elternteil als vergleichbar affektiv aufgeladen vorgestellt wie die Beziehung des Paares zueinander. Auch für das Kind sind seine Bezugspersonen demgemäß – wenn auch leicht anders – sein ‚Ein und Alles‘.

Die ideale ungestörte, monopolistische Beziehung innerhalb einer Dyade – für die Psychoanalytiker das typische Beziehungsziel – erweist sich als eine Illusion, die immer wieder zerstört wird und zu inneren Konflikten, aber auch zu Konflikten mit dem störenden Dritten führt.

Es dürfte Sie nicht verwundern zu hören, dass am eklatantesten solche Konflikte zutage treten – am **Familiertisch**.

Hier sieht sich Nanette mal in die Kommunikation eingeschlossen (im Kontakt mit Vater oder Mutter) und mal aus der Kommunikation ausgeschlossen (wenn die Eltern als Paar vor dem Kind reden).

Abb. 2.4 zeigt auf den ersten Blick nichts als irgendeine Sequenz des abendlichen Zusammenseins. Sie aber erkennen mit ihrem Wissen über Triaden einen Moment von Einschluss und Ausschluss. Eine Bezugsperson wendet sich kommunikativ dem Kind zu. Nur eine Dyade ist aktiviert (Vater – Kind). Die zwei anderen Dyaden ruhen (Mutter – Kind, Vater – Mutter). Die Person, die immer aus der triadischen Kommunikation ausgeschlossen ist, ist hier die Mutter.



Abb. 2.4: Familienkommunikation der Triade mit einer aktivierten Dyade, zwei inaktiven Dyaden (Kaufmann, 2007a, S. 199)

Betont wird in der psychoanalytischen Literatur, dass in den frustrierenden Momenten des Ausschlusses aus der Kommunikation die Fähigkeit des Kindes zum **Perspektivwechsel** trainiert wird. Wird das Kind aus der Kommunikation der Eltern ausgeschlossen, dann wird in vielen Fällen – „das Kind (...) die Mutter aus der Identifikation mit dem Vater heraus betrachten“, schreibt Buchholz (Buchholz, 1990, S. 176), falls es nicht den Vater aus der Perspektive der Mutter betrachtet. Wir wissen, dass dies nur durch die Handlungsentlastung möglich wird, den der Ausschluss bedeutet.

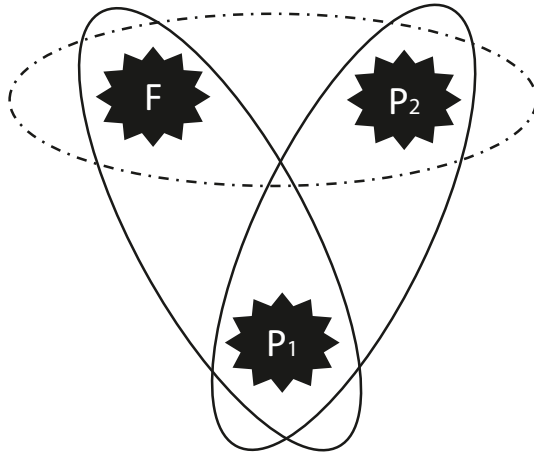
Was ist daran Besonderes? Für das Kind bleibt die Mutter zwar trotz Perspektivwechsel immer noch die Mutter. Sie ist aber nun sowohl die alte und eine neue zugleich. Sie ahnen, was dies für die Wirklichkeitserfahrung bedeutet:

Menschen werden für Kinder auf diese Weise facettenreich.

Doch es geschieht noch etwas in diesen Prozessen: Das Kind lernt, sich selbst aus der Perspektive von Vater oder Mutter zu betrachten.

Alles in allem wird die soziale Welt also nicht nur komplexer und werden die identitären Prozesse immer verwickelter. Außerdem hat ein Kind wie Nanette in diesem Setting die Chance, eine routinierte Distanz zu sich zu gewinnen, die für ihr späteres Erwachsensein sehr wichtig ist. Sie lernt, sich routiniert mit den Augen Dritter zu betrachten.

Buchholz hat diese Vorgänge von Einschluss/Ausschluss und der daraus folgenden Perspektivübernahme „rotierende Triade“ (Buchholz, 1990, S. 153) genannt: Im Schema (Abb. 2.5) kann das so aussehen:



P = Eltern, F = Kind

Abb. 2.5: Rotation der Triade schematisch: Die wechselnde Aktivierung der Einzeldyaden durch Einschluss-Ausschluss-Dynamik

Tausendfacher **Einschluss und Ausschluss führt zur dauernden Perspektivübernahme und ermöglicht ein komplexes Selbstbild**. Diese Settings sind extrem effektiv für den Aufbau einiger basaler Kompetenzen wie Empathie, Ambiguitätstoleranz, Rollendistanz sowie die Fähigkeit, Erwartungen Anderer in Balance zu eigenen Wünschen. Sie hat Lothar Krappmann „identitätsfördernde Eigenschaften“ (1969, S. 87) genannt.

Wenn an der heute fast dreißigjährigen Nanette gerade ‚soziale Kompetenzen‘ hervorgehoben und gelobt werden, dann können wir uns am Ende des Kapitels schon recht genau vorstellen, was damit alles gemeint ist und in welchem komplizierten Prozess sie sich diese angeeignet hat.

Wenn Nanette in der Lage ist, die **Erwartungen Anderer mit den eigenen Wünschen in einer Balance zu halten**, wenn sie sich in ihr Gegenüber hineindenken und sogar hineinfühlen kann, wenn sie nicht voreilig Schlüsse über die Bewertung Anderer ihrer Person zieht, sondern ruhig mit der normalen Unklarheit umgeht, dann wissen wir, dass sie das zu Hause lernen konnte.

Wenn sie es an einem Zusammensein mit Anderen genießen kann, mit den Anderen mitzuschwingen, im kommunikativen Strom mitzuschwimmen und einfach nur ‚eine‘ unter ‚Anderen‘ zu sein, dabei im Kontakt mit dem ‚Spirit‘ der Situation zu bleiben, den sprunghaften Verlauf einer Unterhaltung zu genießen, sowohl nachzuahmen als auch nachgeahmt zu werden, dann hat sie die orchestrale Basis kommunikativer Sozialität erworben. Auf dieser Basis kann sie die stringente Unterhaltung, in der es um persönliche Gedanken geht, in der argumentiert wird, in der Ich und Du zum Thema werden, sozusagen aufsatteln – und sie wird aufgrund der orchestralen Basis ‚fühlen‘, bei wem und wann das angezeigt ist und wann es besser ist, diesen Modus wieder zu verlassen.

Sie wird sich aufgehoben fühlen im Sozialen, ihre Gegenwart zwischen Anderen macht ihr selbst und den Anderen Freude.

Damit hat sie ein Können erworben, für das sie ihrer Familie nichts schuldet (Bleisch, 2018), aber durchaus dankbar sein darf.

Zusammenfassung

Sie sehen, Familiengespräche scheinen banale Ereignisse zu sein. Aus unserer Perspektive sind sie äußerst wichtig. Was hier eigentlich immer gleich abläuft – und von Anna und Heidrun unterschiedlich gestaltet wird –, ist sehr komplex. Auch hier gilt etwas, was wir schon kennen. Dass unsere Handlungsweisen die Lösung für ein kulturelles Problem sind, diese Frage hatte der Wissenssoziologie Thomas Luckmann uns zu stellen gezeigt (Luckmann, 1986, S. 202).

Wir sehen aber auch noch etwas anderes:

Familienkommunikation ist für Heidrun und Anna die gleiche (sozialisatorische) Aufgabe, die sie jedoch unterschiedlich (subjektivierend) problematisieren – je nach ihrem kulturellen Horizont.



Auf der Ebene der ‚allgemeineren‘ Aufgabe wird Wirklichkeit angeeignet, Identität entwickelt, gelernt, sich zu begegnen, auch miteinander zu reden – und dies vor allem am Familientisch. Aber problematisiert werden diese Aufgaben unterschiedlich. Jawohl: Da ist der Tisch; da ist das Gegenüber, das spiegelt; da sind der kommunikative Einschluss und Ausschluss. Am Ende besitzt das Kind die Fähigkeit, sich routiniert in einer sozialen Umwelt zu bewegen, auf der Basis einer Kenntnis von sich selbst. ABER: Was das Gegenüber genau spiegelt, was als relevant erscheint – und schließlich – in welcher Umwelt es sich kompetent zeigen wird und mittels welcher Selbstkenntnis, dies hat mit den Problematisierungen der Aufgaben zu tun.

Ausgehend von einem Elterntagebuch haben wir von unterschiedlichen Wahrnehmungen, Einschätzungen und Problematisierungen erfahren, die angesichts ein und desselben Kindes stattfinden können. Wir haben dies, kaum übertreibend, einen „Kampf um das Subjekt“ genannt.

Anna und Heidrun, so haben wir die zwei Menschen genannt, unterscheiden sich gravierend in ihren Meinungen, Vorstellungen, Haltungen gegenüber dem Kind Nanette – mit anderen Worten: ihrem ‚Wissen‘. Sie unterscheiden sich aber auch in dem, was sie ‚können‘, was sie tun, darin, wie sie mit sich und mit Anderen umgehen – mit anderen Worten: ihren ‚Praktiken‘.

Wir haben die Vermutung geäußert: Aufwachsen bei Heidrun unterscheidet sich vom Aufwachsen bei Anna. Vieles ist und war zwischen ihnen gleich, bspw. die Existenz des Familientischs – und auch das, was dort je geschieht, jedenfalls in struktureller Hinsicht: Nanette erwirbt bei Anna wie bei Heidrun ein **Koordinatensystem** für die Welt, entwickelt eine **Identität**; auch **miteinander zu reden**, lernt sie. Doch was das im Einzelnen heißt, kann sich gravierend voneinander unterscheiden: Die Welt, die sich Nanette bei Anna aneignet, wird eine andere sein, als die, die sie sich bei Heidrun aneignen würde. Was es heißt, miteinander zu reden, was im Leben wichtig ist und was nicht usw., davon werden Anna und Heidrun unterschiedliche Begriffe vermitteln – in jener beiläufigen Form, in der die Subjektivation von sich geht.

Das Wissen und Können von Mutter und Großmutter des Kindes haben wir zurückgeführt auf unterschiedliches, anwendungsbereites, teils theoretisches, teils praktisches Wissen. Dieses Wissen wurde an einigen Beispielen deutlich, macht ihre Welt zu einer sinnvollen Welt, in der die Gegenstände und Menschen selbst eine Handlungsaufforde-

zung zu besitzen scheinen. Dass diese Handlungsaufforderungen sich wiederum gravierend voneinander unterscheiden können, kann als besondere Herausforderung erlebt werden.

In der Perspektive der Kulturtheorie müssen wir davon ausgehen, dass nicht nur Kindheit bei Anna sich von Kindheit bei Heidrun unterscheidet, sondern dass auch jeweils andere Subjekte entstehen. Zweifellos wird aus Nanette nicht die Kopie von Mutter oder Großmutter, es wird aber die Welt, die sie vorfindet und mit der sie sich auseinandersetzen muss. Auch wenn sie sowohl in Anna als auch in Heidrun eine gleich liebevolle Bezugsperson erhalten sollte und auch, wenn sie bei der einen wie der anderen ein gleiches Maß an Glück erleben würde (denn das ist hier wie dort möglich):

Es ist schicksalhaft, wo Nanette aufwächst.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- 2.1 Geben Sie mindestens fünf verschiedene Disziplinen an, aus denen sich die Subjekttheorie speist (Kapitel 1), und ordnen Sie diesen fünf Disziplinen die für Sie interessantesten Aussagen zum Subjekt aus dem zweiten Kapitel zu.
- 2.2 Was bedeutet Wirklichkeitsaneignung nach Luckmann?
- 2.3 Wovon ist beim Konzept Identität die Rede?

3 Das Schicksal Nanettes in zentralen kulturtheoretischen Begriffen

In diesem Kapitel werden vor dem Hintergrund des zuvor Gelernten die wichtigsten Begriffe der Subjekttheorie und Kulturtheorie fundiert. Sie lernen, was hinter den Begriffen Subjekt, Subjektform und Subjektivation steckt, und bekommen Einsicht in die Multikulturalität der Gesellschaft als Schauplatz verschiedener Subjektkulturen. Außerdem lernen Sie die zwei hegemonialen Subjektkulturen der Gegenwart kennen.

Sie haben nun an einem Beispiel die Anwendung der kulturtheoretischen Perspektive demonstriert bekommen. Lassen Sie uns noch einmal die Begriffe im Einzelnen anschauen, die Sie im ersten Kapitel kennengelernt haben, und diese noch ein wenig vertiefen.

3.1 Kultur

Über Kultur lässt sich viel sagen – und dies sehr komplex ausdrücken. Man sollte wissen, wovon man spricht, wenn man eine **kulturelle Perspektive** anwendet.

Kultur verweist auf das, was in einem räumlichen und zeitlichen Zusammenhang für die Handelnden vorstellbar und machbar ist.



Sie haben schon viel mehr gelernt: Es geht um Wissen, es geht um Praktiken, es geht um Deutungen und darum, dies mit Geschichtlichkeit und Kollektivität zu verbinden.

Wir sollten aber für unseren professionellen Gebrauch die Definition für den „Hausgebrauch“ vielleicht um einige Elemente davon anreichern. Diese Definition müssen Sie nicht auswendig wissen, aber sich merken, wo Sie sie finden können.

Unter Kultur ist zu verstehen: „die impliziten (also nicht bewussten) Wissensordnungen, Codes und Sinnhorizonte, die in den menschlichen Handlungen bzw. den unterschiedlichen Praktiken (in unterschiedlichen Räumen und Zeiten) zum Ausdruck kommen und diese ermöglichen“ (Reckwitz, 2008, S. 17).



Damit ist sehr komprimiert das angesprochen, was wir am Beispiel Heidruns und Annas kennengelernt haben. Beide Definitionen, die komplexere und die vereinfachte, gehören zur Kategorie „bedeutungsorientierter Kulturbegriff“ (Reckwitz, 2000, S. 149). Man kann ihn einem totalitätsorientierten Kulturbegriff entgegensetzen, in dem alles von Menschen Erdachte und Gemachte inbegriffen ist und den bspw. die UNESCO verwendet. Im bedeutungsorientierten Kulturbegriff geht es um Bedeutungen der Welt, also um Wissen. Dieses Wissen wird sich geordnet vorgestellt, Wissen bildet ein „System kultureller ‚Schemata‘“ (Reckwitz, 2000, S. 149).

Angewendet auf unsere Fallgeschichte erklärt uns die Definition: Anna und Heidrun haben ihr zeitgebundenes Wissen, bspw. über Kinder. Das meiste dieses Wissens ist ihnen so selbstverständlich, dass erst (wissenschaftlich) rekonstruiert werden muss, worum es sich dabei genau handelt. Denken Sie hierbei gern an den Familientisch und die

rotierende Triade. Durch ihr Wissen wird die Welt Wirklichkeit, also sinn- und bedeutungsvoll und einladend, um darin zu handeln. Auch die Wissens Elemente, auf die sie zurückgreifen, stehen nicht unverbunden nebeneinander, weswegen man auch in ihrem Fall von „Ordnungen“ oder „Horizonten“ spricht. Zum Ausdruck kommt, sichtbar wird das Wissen durch ihr spontanes und unreflektiertes Handeln – in den Praktiken.

3.2 Das Subjekt

Subiectum, das Subjekt hat eine doppelte Bedeutung: es ist das in die Höhe Erhobene und das Unterworfene. Es ist Zentrum autonomen Handelns und Denkens – vom Subjekt der Geschichte bis zum grammatischen Subjekt eines Satzes. Und es ist das, was übergeordneten Strukturen unterliegt – bis hin zum Rechtssubjekt und zu jenem, für den im Englischen gilt: „he is subjected to something“. In seiner Doppeldeutigkeit präsentiert sich das Subjekt als ein unterworfener Unterwerfer, ein unterwerfendes Unterworfenes. (Reckwitz, 2006, S. 9)

3.2.1 Subjektivierung und Subjektform

Benutzen wir den Ausdruck „Subjekt“ statt „Individuum“, „Einzelner“, „Akteur“ usw., dann geben wir zu erkennen, dass wir die Stellung des Menschen zu seiner Gesellschaft, zu dem Zeichensystem (seiner Kultur), zu sich selbst für sehr **zwiespältig** halten.

„Subjekt“ – das ist nur ein Wort. Aber hinter ihm stehen Tausende von Seiten, die die Zwiespältigkeit des Menschen diskutieren, abbilden, erhellen wollen.

Die basale Bedeutung bezieht sich auf das, was in der französischen Sprache mit ‚sujet‘ gemeint ist und in der englischen Sprache mit ‚subject‘ – ein Wort mit doppelter Bedeutung, das sowohl auf das passive ‚**Unterworfen sein**‘ (des Subjekts) anspielen kann als auch auf die aktive Handlung ‚**Unterwerfen**‘ (des Subjekts).

Der Ausdruck „Subjekt“ gibt den Blick frei auf die kulturelle Dimension des Sozialen, der uns normalerweise verstellt ist, durch auch ideologische Vorurteile, nach denen der Mensch bspw. immer ‚frei‘ ist in seinen Handlungen und seinem Denken oder immer ‚gefangen‘ in ‚den‘ Verhältnissen. Beide Vorurteile dienen und dienen zur Unterdrückung des Menschen. Sie sind beide abzulehnen.

Der Mensch ist aber **beides: frei und unfrei**. Das bringt die Mitgliedschaft im „Sozialen“ mit sich. Und das drückt das Wort Subjekt aus – und mit ihm im Gefolge einige Begriffe, die hier noch weiter differenzieren. Einige möchten wir vorstellen.

3.2.1.1 Subjektivierung

Die enorme **Involviertheit**, die den Einzelnen zu einem Unterworfenen und gleichzeitigen Unterwerfer macht, macht auch Sie zum **Subjekt**.

Worin die Unterwerfung des Menschen besteht und worin er unterwirft, hier lässt sich der Fokus unterschiedlich setzen.

Foucault hat zwischen ‚assujettissement‘ (Unterwerfung) und ‚pratiques de liberté‘ (Freiheitspraktiken) unterschieden. Judith Butler meinte ganz ähnlich, „Subjektivierung“ bezeichne den Prozess des Unterworfenwerdens durch Macht“ (Butler, 2001, S. 8) und zugleich einen Prozess des Mündigwerdens und der Selbstfindung.

Sehr kompakt formuliert wurde es 2018 wie folgt: „Subjektivierung bedeutet (...) gleichermaßen Zurichtung wie Selbstfundierung. Autonomie und Heteronomie stehen dabei nicht in einem Verhältnis wechselseitiger Begrenzung, sondern ermöglichen einander“ (Alkemeyer & Bröckling, 2018, S. 20).

Um diese **gegenseitige Ermöglichung** geht es in diesem Studienheft.

In diesem Heft wurde ein Subjektbegriff gewählt, bei dem es um die Bedingungen von **Mitgliedschaft** geht, durch die wir erst sind, was wir sind, und überhaupt handeln können, durch die wir aber auch, seitdem wir sie angetreten haben, nicht mehr alle Optionen offen haben, sondern einige unter allen überhaupt denkbaren.

Mit drei in Frankreich bekannten Kulturosoziologen könnte man sagen:

Subjektivierung ist „Unterwerfung als Befreiung“ (Corbin, Courtine & Vigarello, 2011, S. 11).

Subjekte werden durch Subjektivierung frei für die Möglichkeiten einer lesbaren Welt, wodurch sie in ihr erst handeln können.



Weil Sie Subjekt sind, ‚können‘ Sie (oder sind Sie ‚befreit‘ dazu) die Aufgaben der Elternschaft lösen, denn Sie können diese überkomplexen und höchst uneindeutigen Aufgaben in bestimmten Problemen fassen.

Im Studienheft und im Leben macht uns das Vorhandensein von zwei Lesarten derselben Sache (wie im Nanette-Beispiel) die Deutungsbedürftigkeit von Situationen klar. Das Vorhandensein von zwei Lesarten derselben Sache macht uns aber auch klar, wie **unfrei** die Subjekte sind. Anna kann nicht handeln wie Heidrun. Heidrun kann nicht handeln wie Anna. Ja, beide sind nicht mal so frei, einander zu ‚verstehen‘. Sie können auch nicht handeln wie die Frau aus dem Yildiz Café & Gözleme in Berlin-Wedding, bei der beide gern Mittag essen. Auch diese Freiheit haben sie nicht.

Die (zweite) Freiheit des Subjekts, die Freiheit, eine für das Kollektiv als typisch erachtete **Handlungsweise so nicht zu zeigen**, besteht – weniger in der Verweigerung als – in den Varianten, die Menschen bei einer etablierten kulturellen Praxis typischerweise spontan bilden, nicht zuletzt durch **Missverständnisse**, wenn sie eine Praxis lernen, aber auch aus als persönlich erlebten Zwängen heraus, die der Einzelne in seiner Welt erlebt und die ihn zwingt, anders zu handeln. Es sind nicht zuletzt **Zwänge** und objektive Leiden, ein **Scheitern**, wie sie Anna und Heidrun am Gegenüber erfahren können – wenn Sie so wollen, ein Leiden an der Kultur –, welche Anna zum Rückgriff auf neue Praktiken führen. Annas Mittel, um die Widersprüche in den Griff zu bekommen, denen sie nicht ausweichen kann – wir erinnern uns – bestand in der Steuerung sonst unsteuerbarer kommunikativer Prozesse und Transparentmachen eigener Wünsche und Überlegungen. Handeln viele Menschen wie Anna, stellen dann Soziologen irgendwann fest,

es gebe nun „Virtuosen der Selbstthematization“ (Burkart, 2006, siehe auch Abschnitt 2.7.3). So entstehen kulturelle Innovationen trotz einer scheinbar stabilen Ordnung. So entstehen neue Kulturen.

Eine scheinbar stabile Subjektordnung ist (...) das Ergebnis einer zeitlichen Reproduktion und Wiederholung. In der Prozessualität der Subjektivierung ist zugleich jedoch von vornherein die Möglichkeit der Umdeutung, des Abweichens, Scheiterns und des Neuanfangs enthalten. Subjektivierung [legt] den Akzent auf einen offenen Prozess von Wiederholung und Veränderung (...). (Reckwitz, 2017, S. 127)

In der Subjekttheorie werden die Schwerpunkte je nach Forscher **stärker** auf das **Unterworfensein** des Subjekts oder die **Unterwerfung** durch das Subjekt gelenkt, wobei sie das, worin das Eine oder Andere besteht, unterschiedlich auffassen. Dass es hier keine ‚richtige‘ Sicht gibt, ahnen Sie schon. Es handelt sich um Perspektiven: Und je nach Perspektive treten bestimmte Aspekte des Subjekts ans Licht, während Andere dementsprechend in den Schatten treten.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit emanzipatorischen Anliegen werden wohl kaum nur die Freiheitsperspektive anschauen. Sie müssen sowohl die eine als auch die andere Perspektive nutzen. Foucault selbst hat längere Zeit ausschließlich das Unterworfensein – unter dem Begriff von Macht und Diskurs – untersucht, dann aber die Perspektive im Lauf seines Lebens geändert und unter den Begriffen ‚Technologien des Selbst‘ und ‚Gouvernementalität‘ die Gestaltungschancen in den Blick genommen.

Wollen Sie sich selbst ein ausgewogenes Bild vom Menschen als Subjekt aneignen, müssen Sie heute immer beide Perspektiven vereinigen. Und gerade, wenn es Ihnen als ‚Subjekte der Sozialen Arbeit‘ um die Ermächtigung Ihrer Adressaten geht, müssen Sie die Grenzen genau zur Kenntnis nehmen, innerhalb der sich die Einzelnen oft nur scheinbar bewegen, welche sagen, was die Befreiung zum Handeln bringen kann. Heidrun ist zu anderem frei als Anna und Anna zu etwas anderem als Nanette.

Andreas Reckwitz, jener Forscher, der sich in Deutschland vermutlich am nachhaltigsten und anregendsten mit dem Thema Kultur und Subjekt beschäftigt, hat gezeigt, wie Innovationen in die Welt kommen. In einer aufs Ganze gesehen etwa 20-jährigen Forschungslaufbahn gehört er zu jenen, die die Entstehung von Ordnung interessiert hat. In dieser Perspektive wollen wir uns merken:



Der Vorgang der Subjektwerdung (oder Subjektivierung) meint den „permanenten Prozess, in dem Gesellschaften und Kulturen [Menschen] in Subjekte **umformen**, sie damit zu gesellschaftlich zurechenbaren, auf ihre Weise kompetenten, mit bestimmten Wünschen und Wissensformen ausgestatteten Wesen ‚machen‘. (Reckwitz, 2017, S. 125)

3.2.1.2 Zur Subjektform

Die Vorstellung, dass es eine **Form** gebe (Reckwitz, 2006, S. 10), die ein Subjekt erreichen kann, erreichen soll und schließlich auch erreichen will, ist eine der Schlüsselideen der Subjekttheorie nach Andreas Reckwitz. Die Form, die die Subjekte angenommen haben und annehmen können, ist nicht individuell. Sie gehört einem Kollektiv. Sie ist immer **historisch**: Sie gehört einer Zeit und einem Ort an und Menschen, die zu dieser Zeit an diesem Ort leben. Menschen können darum in manchen Epochen im Verlauf ihres Älterwerdens die schmerzhafteste Erfahrung der Fremdheit im eigenen Leben machen.

Es gibt nicht nur eine Subjektform, es gibt mehrere Subjektformen – und auf die Dauer der Menschheitsgeschichte und ihre Räume gerechnet: kaum zählbar viele Formen. Die Formen hängen vom sozialen ‚Kontext‘ und hier vor allem von den im ‚Kontext‘ geltenden Alltagstheorien und den Alltagsroutinen ab.

Eine Subjektform anzunehmen, einem sich mit dieser Form verbundenen Ideal anzunähern, danach trachten alle Subjekte. Diese Form zu erreichen – im Gegensatz dazu, sie zu verfehlen – bedeutet nichts weniger, als ein in einer bestimmten historischen Zeit, an einem bestimmten sozialen Ort solche persönlichen bzw. subjektiven Eigenschaften zu entwickeln, mit denen ‚ein gutes Leben‘ in dieser Zeit und an diesem Ort möglich und wahrscheinlich ist. Wird diese durch und durch kontextabhängige Form erreicht, wird das Subjekt als kompetent und vollwertig, ja sogar als vorbildlich von seinem Kollektiv eingeschätzt.

Subjektformen werden nicht von der Forschung vorgefunden, sondern müssen – da sie Denkfiguren sind – von ihr erschlossen werden. Die Forschung spricht hier von einer Rekonstruktion. Rekonstruiert wird sowohl, wie eine Form aussieht, als auch, auf welche Weise die Subjektivierung zustande gekommen ist.

Die kulturwissenschaftliche Subjektanalyse zielt darauf ab, herauszufinden, welches **Know-how** und welche **Wunschstrukturen**, welche körperlichen **Routinen** und welches **Selbstverständnis**, welche **Abgrenzungsformen** nach außen, welche **Kompetenzen**, welche **psychisch-affektiven Orientierungen** und **Instabilitäten** der Einzelne ausbildet, um jener ‚Mensch‘ zu werden, den die jeweiligen gesellschaftlichen Ordnungen voraussetzen. (Reckwitz, 2008, S. 10, Hervorhebungen der Autoren)

Ein kulturspezifisches **Know-how** zu besitzen, kann heißen, bei Problemen mit Anderen von einem Konflikt zu reden und im Reden eine Lösung zu finden oder aber sich an eine Autorität zu wenden oder zu fragen, wer hat recht.

Kulturspezifische **Wunschstrukturen** zu besitzen kann heißen, sich das ganze Jahr auf den Urlaub zu freuen, auf eine gute Mahlzeit, auf die große Liebe.

Kulturspezifische **Routinen** zu besitzen kann heißen: Sie können gute Briefe schreiben, können sich über WhatsApp mit vielen sehr versiert unterhalten, besitzen die Fähigkeit, über sich nachzudenken – oder sich nicht so wichtig zu nehmen.

Kulturspezifisches **Selbstverständnis** zu besitzen kann heißen: Sie erleben sich als einmalig.

Kulturspezifische **Abgrenzungsformen** nach außen zu besitzen kann heißen, dass Sie Wert darauf legen, Eigenschaften zu haben, die Ihrem Geschlecht zugeschrieben werden, nicht aber Eigenschaften des anderen Geschlechts.

Kulturspezifische **Kompetenzen** zu besitzen kann heißen, Sie sind in der Lage, bei einem Gespräch den Prozess im Auge zu behalten.

Kulturspezifische **psychisch-affektive Orientierungen** zu besitzen kann heißen, dass Sie immer cool bleiben.

Kulturspezifische **Instabilitäten** zu besitzen kann heißen, dass Sie bei belastenden Situationen mit einer kulturspezifischen psychischen Erkrankung reagieren, bspw. mit einer Depression, nicht aber mit einer Neurose.

3.2.1.3 Praktiken

Verhalten wir uns irgendwie – handeln wir – dann wenden wir etwas an, was in der Kulturtheorie ‚Praktik‘, Mehrzahl: ‚Praktiken‘, heißt (Schmidt, 2012, S. 17).



Eine Praktik ist eine typisierte (nicht immer wieder anders gestaltete), sozial geregelte, routinisierte Form des Verhaltens/Handelns.

Sie ist Ausdruck dafür, dass wir der Welt Sinn zu geben verstehen. Sie ist Ausdruck unserer Wissensordnung, der symbolischen Landkarte, nach der wir die Welt als Subjekte uns ‚unterwerfen‘.

Wie wir sind, welche Subjektform wir besitzen, welche Subjektformen Andere erhalten, hängt mit den Praktiken zusammen:

Subjektformen werden in sozialen Praktiken – vor allem in routinegeprägtem **Umgang mit Anderen** – hergestellt. Dafür kommt grundsätzlich alles infrage. Besonders bedeutsam sind Interaktionen mit unseren Nächsten. Für die Kleinsten sind dies in konkurrenzloser Weise die Eltern – klassischerweise zunächst die Mutter, worauf uns struktur- und funktionsorientierte Soziologen wie Olaf Behrend verweisen (Behrend, 2020). In Unterkapitel 2.7 haben wir Schauplätze der Subjektivation kennengelernt. Aber auch beim Windeln und Füttern werden Subjekte in ihre Form gebracht (Unterkapitel 2.2): die Adressaten (Kinder) wie die Adressierenden (Bezugspersonen).

Doch mit dem Umgang mit unseren Nächsten ist nicht alles, was für das Subjekt zählt, angesprochen. Man kann die wichtigsten subjektivierenden Praktiken mit Andreas Reckwitz zusammenfassen als **Praktiken der Nähe, Praktiken der Arbeit und Praktiken des Selbst**. Reckwitz spricht hier von ‚drei sozialen Feldern‘, die für die Produktion von Subjekten besonders infrage kommen.



Abb. 3.1: Die wichtigsten Praktiken, in denen sich das Subjekt formt, auf einen Blick

Routiniertes Verhalten wirkt immer als Training. Die Art, wie Nanette gefüttert wird, macht etwas mit ihr, sie bringt sie in Form.

Praktiken als Routinen machen uns keine große Mühe – wenn wir sie wirklich beherrschen. Wir handeln, ohne zu überlegen. Unser Körper weiß, wie er sich in Situationen praktisch verhalten muss.

Denken Sie an einen Fußballspieler, der nahe am Strafraum des Gegners steht. Der Ball kommt von Weitem ganz unerwartet direkt auf ihn zu. Nicht er, sein Körper weiß, wie der Ball zu spielen ist. Der Fußballspieler ist im besten Fall ein Könnler, kein Analyst. Er weiß, wie eine Sache geht. Es ist das „**knowing how**“ (Schatzki, zitiert nach Reckwitz, 2008, S. 135), das er verinnerlicht hat, nicht ein dezidiertes **knowing that** der Flugbahn, Aufprallgeschwindigkeit und Muskelkontraktionen. Cristiano Ronaldo, kein Meister in den Sportwissenschaften, ist ein praktischer Könnler mit meisterhaft entwickeltem „**Spiel-Sinn**“ (Bourdieu, zitiert nach Barlösius, 2006, S. 101) – ein Organ, mittels dessen er die Regeln des Spiels nicht mechanisch befolgt, sondern individuell-kreativ umsetzt.



Abb. 3.2: Cristiano Ronaldo, ein praktischer Könnler mit „Spiel-Sinn“
(©AFP / Alberto Pizzoli)

Wir können eine Meisterschaft in jeder unserer Praktiken erreichen. Das hängt natürlich auch von Anlagen ab. Doch ein nicht zu unterschätzender Teil der Meisterschaft besteht im Training. Durch das Training erwerben wir Handlungsanlagen, manche nennen es ‚Dispositionen‘, die „wie Triebfedern in die Tiefe der Körper eingelassen sind“ (Bourdieu, 2005, S. 71). Werden diese Federn betätigt, mit relativ geringem Energieaufwand „ausgelöst“, wird ein Verhalten gezeigt, das für später aufgespeichert wurde.

So ist es auch besonders mit einer der Fähigkeiten Annas, die Heidrun nicht beherrscht. Es lässt sich darin die sicher-routinierte Beherrschung eines Spiels mit seinen Regeln verstehen. Anna hat einen differenzierten Sinn für das Spiel der Kommunikation entwickelt, eben einen ‚Spiel-Sinn‘, der es erlaubt, auf der Basis interiorisierten Körperwissens ein differenziertes Verhalten zu zeigen. Auch Annas Kommunikationsfähigkeit ist weder ein Talent, noch hat es so viel mit Denken zu tun, wie gemeint werden könnte. Auch Anna ruft Können ab wie Ronaldo; sie nutzt Techniken wie er, die für Uneingeweihte wie Zauberei aussehen können; die Bedürfnisthematisierung ist ihr in Fleisch und Blut übergegangen, während Heidrun kaum zu sagen weiß, was ein Bedürfnis sein soll.

Es ist möglich, dass Heidrun in der Kommunikation, wie Anna sie versteht, nie zur Meisterschaft kommen wird. Unsere symbolischen Landkarten klassifizieren, „welche Verhaltensweisen denkbar und welche unmöglich sind“ (Reckwitz, 2008, S. 136).



„Praktiken sind Kulturtechniken.“

„Praktisches Handeln ist nicht das Ausführen individueller Pläne und Entscheidungen, sondern eine körperlich vollzogene Koaktivität in Wechselwirkung mit anderen [Personen oder auch Dingen]“ (Hirschauer, 2017, S. 91).

3.2.1.4 Diskurse

Diskurse machen das Subjekt zu einem mündlichen, schriftlichen oder bildlichen Gegenstand. Wenn wir reden, schreiben, abbilden – oder zuhören, lesen, betrachten, entstehen auch immer **Subjektdarstellungen**.

Diskurs ist in der deutschen Sprache ein Kunstwort, das genau jenes Abbilden und Verstehen des Subjekts meint, wie es überall stattfindet. Subjektdiskurse sind auch dort vorhanden, wo das Subjekt nicht zum expliziten Gegenstand der Darstellung gemacht wird.

Ob im Fernsehen, im Ratgeber, im Gespräch – überall sind Subjektdarstellungen zu finden.

So könnte man überlegen, ob der Reiz von Reality-TV, bspw. von Germany’s Next Topmodel – nicht etwa im Voyeurismus oder Schadenfreude –, sondern ausschließlich von der Thematisierung des Subjekts her rührt und so etwas wie Schadenfreude nur die ‚gegläubte‘ Motivation ist. Wenn „Heidi“ „ihre Mädels“ anschreit „Nun seid doch mal authentisch“, verstehen Teenager, was attraktiv und vielleicht sogar glücklich macht. „Heidi“ muss es wissen. Denn, wer die Anweisung umsetzen kann, bekommt einen Einkaufsgutschein. Und überdies ist sie durch andere Diskurse doch selbst ein Subjektmodell. Unauffälliger als der verbale Appell, authentisch zu sein, unauffälliger als Lob und Tadel, ist die oft selbstverständlich scheinende (wortlose) Präsentation von als gelungen erscheinender, weil finanziell oder medial erfolgreicher Subjektivität (bspw. der seltsame Jorge) oder das Wegbleiben von so vielen Dingen, die auch gezeigt werden könnten. Subjekteigenschaften werden auf bestimmte Art oder überhaupt zum Thema gemacht. Andere dagegen nie. Auch das sind Erscheinungen eines – auf die ganze Gesellschaft gerechneten – unglaublich ausgedehnten Subjektdiskurses.

Wichtig für uns ist: **Die Existenz von und der Umgang mit Diskursen ist doppelbödig**. Sie sind keineswegs nur Abbildung. Sie haben eine paradoxe, manchmal schreckliche Eigenschaft.

Diskurse sind „Praktiken (...), die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault, 1981, S. 74).



3.2.2 Die Mitwirkung des Subjekts an seiner Entstehung

Warum sind in Buxtehude die Rasenflächen vor den Häusern so penibel geschnitten wie sonst nur die Bärte in Ottensen? Warum bleiben Fußgänger in Dresden-Striesen auch dann an einer roten Ampel stehen, selbst wenn kein Auto zu sehen oder zu hören ist? Warum laufen Brillenträger mit Retrogestellen herum? Wie kommt es überhaupt, dass es so etwas wie „Mode“ gibt? Wie kommt es, dass bestimmte Redeweisen sich durchsetzen, andere aber nicht? Warum hat das sprachlich so aufwendige wie ungelenke Gender-Mainstreaming in einigen Gruppen nicht nur Aussicht auf Erfolg, sondern ist auf dem Weg, normal zu werden? Was ist da los? Warum folgen wir überhaupt einem Mainstream? Oder warum folgen wir ihm nicht?

Die Antworten könnten hier wahlweise lauten: Anpassung (Anpassungswunsch, Anpassungszwang), sozialer Druck, Herdentrieb, Ästhetik, Einsicht in das Richtige oder Freude am Neuen.

Dies alles könnte sein. Doch die Subjekttheorie bietet hier zwei Konzepte an, die sie für weit erklärungs-fähiger hält: leidenschaftliche Bindung an das Eigene und Verwerfung des Anderen.

3.2.2.1 Die Lust, man selbst zu sein

Die Suche nach der Identität, danach, wer man wirklich ist: Zu allen Zeiten haben Menschen darüber nachgedacht.

Identität ist mit Gefühlen verbunden. Auch die Suche nach dem Selbst ist hochemotional.

Es gibt keine Praktiken, die nicht an Gefühle geknüpft sind. Gefühle sind allgegenwärtig und erfüllen in jedem Lebensbereich, in jeder Situation eine wichtige Funktion. Das ‚Mitschwimmen‘ im Kollektiv wie das ‚Im-Strom-Mitschwimmen‘ ist von starken (wenn auch meist nicht benannten) Gefühlen begleitet – genauso wie die Freude darüber, nicht so wie die Anderen zu sein. Es lohnt sich bspw., gleichfalls zu fragen, wie sich Gewinnaussichten an der Börse anfühlen oder mit welchen Gefühlen zur Wahl rechtspopulistischer Politiker gegangen wird, wie dies Salmela und von Scheve 2017 (Salmela & von Scheve, 2017) getan haben.

Bedeutungsvoll ist: **Empfindungen, Emotionen, Gefühle, Affekte, Stimmungen** sind für die Subjektwerdung kaum zu unterschätzen. Subjektivierung setzt nämlich unmittelbar bei dem an, was wir fühlen. Aus dem Gefühl lassen sich Motivationen bspw. zur Selbstveränderung entwickeln, die aus einer Einsicht in Notwendigkeiten nie zu erhalten wären (Reckwitz, 2017, S. 127).

Die hermeneutische Identität des Subjekts, die im Erzählen einer Lebensgeschichte zutage tritt, enthält innerhalb einer Subjektkultur das affektive Element einer Identifizierung mit dem Modell der Subjektivität, eine affektive, emotionsgeladene Identifizierung, die sich mit Judith Butler als „**passionate attachment**“ (leidenschaftliche Verhaftetheit)

umschreiben lässt. Es ist keineswegs so, dass dem Einzelnen mit der Subjektform lediglich eine sozialkulturelle Struktur ‚aufgezwungen‘ wird, der er/sie sich fügt. Stattdessen stellt sich innerhalb einer Subjektkultur das jeweilige Modell des Subjekts als ein attraktives, begehrenswertes Objekt dar, als ein Ideal-Ich gelungener Subjektivität, in dem der Einzelne sich spiegeln und bestätigen kann und dessen Repräsentation das Handeln motiviert. Die kulturelle Subjektform hält damit ‚**Identitätsverlockungen**‘ bereit, die über eine psychisch neutrale Einverleibung von Dispositionen hinausgehen: Die Subjektmodelle müssen als begehrenswerte Bilder eines idealen, mit sich selbst identischen, glücklichen Wesens begriffen werden.

Dass Andere wie man selbst als attraktiv wahrgenommen werden, ist eine der wichtigsten Motoren der fortschreitenden und unabschließbaren Subjektivation, welcher im Verständnis von Butler eine größere Bedeutung als jeder mögliche ‚gesellschaftliche Zwang‘ zukommt (Butler, 1997): Wenn Anna im Paar an sich arbeitet, wenn sie sich auf aktuelle Forderungen des Paarlebens einlässt (wie z.B. der postmodernen Forderung nach Kommunikation), dann hat sie viel davon. Auch wenn es ihrem praktischen Können (knowing how), das sie von der Herkunftsfamilie mitbringt, widersprechen sollte – denn bei Heidrun ließ sich das nur eingeschränkt lernen – dann unterwirft sie sich dennoch der Mühe, das zu sein, was die Subjektform zu erfordern scheint. Das tut sie auch dann, wenn ihr dessen Zwecke (dem knowing that) nicht verständlich sind.

Sie eignet sich kommunikative Tools an, weil sie einem gesellschaftlichen Druck nicht mehr standhalten könnte oder weil sie sich fragt, was sonst die Nachbarn sagen. Sie folgt der Forderung nach Kommunikation oder nach empathischem Einleben oder nach Normalität, weil dieses Verhalten attraktiv und begehrenswert in ihrer Zeit und in ihrem Kollektiv (geworden) ist.

Anna gibt hier dem oben erwähnten „passionate attachment“ (Butler, 2001, S. 7) nach: der „leidenschaftlichen Verhaftetheit“, die sie zwar nicht mit einem gesamtgesellschaftlichen, doch ihrem subjektkulturellen Normal (wie Ideal-)Bild fühlt. Dieses Fühlen führt in der Wirkung dazu, dass einerseits Modellfälle außerordentlich erstrebenswert erscheinen, andererseits die Subjekte immer auf dem Weg zur Erreichung einer idealen Form sind. Mit dem „passionate attachment“ bekommt sowohl die ältere Vorstellung der Bildung als Selbstentwicklung, wie sie im 19. und 20. Jahrhundert attraktiv war, und die neue Vorstellung einer Suche nach dem wahren Selbst, nach sich selbst oder nach der eigenen Identität einen besonderen Sinn.

Die Nähe zum Subjektmodell, das im impliziten und expliziten Wissen von Diskurs, Codes und Praktiken niedergelegt ist, macht Nanette für Andere und für sich selbst **attraktiv**. „Die Subjektmodelle müssen als begehrenswerte Bilder eines idealen, mit sich selbst identischen, glücklichen Wesens begriffen werden“ (Reckwitz, 2006 S. 46). Verhalten zu zeigen und auf Dispositionen schließen zu lassen, die in einer Lebenswelt gelten, ist damit nicht nur für funktionale Aspekte relevant, sondern macht attraktiv.

Da Nanette durch die Spiegelung Anderer weiß, dass sie in Ordnung ist (mit anderen Worten: sich mindestens in der Nähe vorbildhafter Subjektivität befindet), ist es eine Lust für sie, sie selbst zu sein.

3.2.2.2 Die Lust, keiner von denen da zu sein

Nicht nur ‚man selbst zu sein‘ ist eine Passion. Genauso erregend ist es, ‚nicht wie Andere‘ zu sein. Jedenfalls nicht wie bestimmte Andere, denn im Allgemeinen kann von einer Duldsamkeit und einem Wohlwollen gegen Andere als kulturellem Grundbestand ausgegangen werden. Anders scheint es zu sein – und hier lässt sich passioniertes Unterscheidungsverhalten beobachten –, wenn die Unterschiede zur ‚jubilatorischen affektiven Besetzung des Ideal-Ich‘ (Reckwitz, 2006, S. 46) deutlich auf der Hand liegen. Dann steht das Gegenüber als Fremder, vielleicht sogar als **Barbar** vor uns ... Wir fühlen deutlich, er hat nichts mit uns zu schaffen, er ist das Andere schlechthin, das Gegenteil. Schon erhebt einer von uns die Hand und zeigt deutlich, wie missraten dieser Andere ist.

Die Konzeptbildung zu diesem Themenkomplex ist deutlich multidisziplinär: philosophisch-soziologisch-psychoanalytisch. Dadurch sind wir in der Lage, unterschiedliche Aspekte des Kulturellen und Tiefenschichten anzuschauen.

Wenn auch die Konzeptbildung sehr jung ist, ist bereits früh festgestellt worden, dass Zugehörigkeit innerhalb von Gruppen selten über geteilte kulturelle Eigenschaften hergestellt wird. Das ist sehr bemerkenswert. Möglicherweise tritt hier die natürliche Selbstwahrnehmung als Individuum als ‚Störquelle‘ auf, durch die die uns interessierende Mitgliedschaft dem Mitglied nicht deutlich genug wird. Manchmal wird das kulturelle Koordinatensystem als nicht ähnlich genug erlebt.

Tatsächlich wurde von der ethnologischen Feldforschung beobachtet: Dort, wo Gruppen einen Zusammenhalt herstellen, geschieht das öfter durch die Aushandlung und Fixierung von Abgrenzungen. Ethnische Identität wird auf diese Weise konstruiert. Man beobachtet dies aber auch in anderen Zusammenhängen. Als wirksames Mittel, sich der eigenen Zugehörigkeit zu vergewissern, erscheint die Identifikation eines ‚Anderen‘ und seinem ‚Andersseins‘ (Barth, 1969).

Das Eigene und das Dazugehören wird dieser Annahme nach eher im Kontrast definiert. Das ist eine seltsame Situation, könnte man meinen. Ähnliche Kulturalität mag ein Forscher als vorliegend beurteilen, doch zur Herstellung starker gemeinsamer Deutungen, die die Subjekte aneinander binden, kommt es erst durch **verschiedene Anstrengungen dazu, ein Anderes zu kreieren**.

Diese „dichotome Grundstruktur“ entwickelt eine Tendenz, „ablehnende Einstellungen gegenüber dem ‚Anderen‘ hervorzubringen, beispielsweise Fremdgruppenmitgliedern und deren Eigenschaften, Vorstellungen und Praktiken“ (Ismer, Beyer & von Scheve, 2015, S. 12).

Die einer Identität förderliche Unterscheidung von „dem Anderen“ verdient mehr Aufmerksamkeit, als man zunächst annehmen möchte. Was da geschieht, ereignet sich auf verschiedenen Ebenen und wird durch verschiedene Aktivitäten zustande gebracht.

Identitätsrelevante Unterscheidungen können derzeit mit drei je recht neuen Konzepten untersucht werden. Die Bezeichnungen lassen sich jeweils schlecht übersetzen und

können bloß als Fremdwort so hingenommen werden. Die Konzepte beobachten unterschiedliche Phänomene:

- Als **Alterität** („Andersheit“), der als philosophischer Gegenbegriff zu Identität erscheint: Um Selbstheit festzustellen, muss das Subjekt festlegen, was das Andere oder die Anderen, von ihm Verschiedene(n) ist oder sind. Ohne eine Feststellung, was anders als man selbst ist, wäre eine Herausbildung von Identität nicht möglich.
- Als **Othering** („Veränderung“), der auf den Prozess der Konstruktion des Anderen stärker abhebt: „Othering bezeichnet die Einsicht, dass die Anderen nicht einfach gegeben sind, auch niemals einfach gefunden oder angetroffen werden – sie werden gemacht“, schreibt der Erfinder dieses Konzepts (Fabian, 1995, S. 327). Die Bezeichnung Stereotypisierung trifft einen Aspekt dieses Vorgangs. Definitiv werden in vielen Fällen sehr unterschiedliche Subjekte zu einer neuen Kategorie vereinigt, die infolgedessen durchaus eine Gruppe bilden können. Othering schafft buchstäblich die Subjekte, von denen es spricht (Foucault). Da an das Othering eine Reihe von Handlungen geknüpft werden, bekommt es eine besonders große Sichtbarkeit. Die Anstrengungen des Othering erscheinen dem Beobachter teils sogar kreativ, teils lächerlich. Das meist in politischer Absicht verwendete Konzept stammt aus der postkolonialistischen Theoriebildung und bietet Reflexionsmöglichkeiten zur Entwicklung von (historischen) Ausgrenzungsmechanismen, aber auch zu reparierenden Gegenmaßnahmen.
- Als **Abjection** („Verwerfung“, „Auswerfung“), durch den der Aspekt der einer von negativen Gefühlen begleiteten Ablehnung unterstrichen wird: Mit diesem psychoanalytischen Konzept von Julia Kristeva und Jürgen Straub lassen sich Emotionen beschreiben und Aussagen über den entwicklungsgeschichtlichen Sinn von Ausgrenzungsprozessen treffen. **Ablehnung und Ausgrenzung** anderer, darauf machen uns diese und andere Autoren aufmerksam, sind eine wichtige soziale Tatsache, die (wie schon das Othering) sozialpädagogisch schwer zu korrigieren sind. Den Anderen „durch Projektion seiner eigenen dunklen Seite zum ‚Abjekten‘ oder ‚Barbaren‘ zu machen, ist zumindest eine naheliegende Praxis“ (Laureys & Lessenich, 2017, S. 1488). Ablehnung und Ausgrenzung sind zunächst ein sozialer Fakt, wenn auch heute in den meisten Kollektiven tabuisiert. Kollektive haben ihre unterschiedlichen Regeln, Mechanismen und Identifizierungsformen gefunden. Denn dort, wo Abjection als (sowohl identitärer wie) kultureller Vorgang stattfindet, ist es für das ‚abjektivierende‘ Subjekt nicht leicht, im Objekt, dem ‚widerlichen Fremdling‘, Individualität und Ähnlichkeit zu finden.

Mit den drei Konzepten Alterität, Othering, Abjection erhalten Sie ein Instrumentarium, mit dem Fremdheitserlebnisse, Ablehnung Anderer, Widerstände bei einer Konfliktbearbeitung oder bei anderen privaten oder professionellen Verständigungsbemühungen entstehen. Sie können damit auch Hypothesen darüber bilden, warum in unserem Alltag die Herstellung von Alterität als normal angesehen werden muss – und keineswegs von vorneherein zu verurteilen ist. Je nach Interesse würden Sie von Alterität, Othering oder Abjection sprechen. Die Verbindung mit Emotionen ist für diese ‚Veränderungs‘- und ‚Auswerfungs‘-Prozesse typisch.

Wichtig zu betonen ist uns: Solche Phänomene finden nicht zuletzt dort statt, wo die eigene Identität nicht nur infrage gestellt ist, sondern auch die Selbstbehauptung in Gefahr ist. Eines der wichtigsten Mittel ist dabei die Vereinfachung des Anderen und nicht selten auch die Herstellung eines Kollektivs wie in folgendem Beispiel:

Übung 3.1:

Ein Beispiel eines sehr aktuellen Othering tritt seit Kurzem unter dem Slogan „ok, Boomer!“ auf.

Beschreiben Sie mittels der drei kulturwissenschaftlichen Begriffe, wie sich Othering unter diesem Stichwort ereignet. Wer sind die Akteure? Was geschieht da? Welche Funktion könnte dieses Othering haben? Wie bewerten Sie es? Vielleicht kennen Sie das Stichwort schon? Wenn nicht, nutzen Sie zur Information über Einzelheiten den Artikel aus dem Blog der Zeit, der den irreführenden Titel „Streit der Generationen“ trägt, und gern auch das dort empfohlene Video (Mendgen, 2018, 8. November):

<https://blog.zeit.de/teilchen/2019/11/08/ok-boomer-streit-der-generationen/>



Othering nimmt sehr unterschiedliche Formen an. Was unter dem Stichwort „Ok, Boomer“ stattfindet, gehört zu den sympathischeren Varianten. Die meisten Formen der ‚Veränderung‘ werden kritisch gesehen.

Die Praxis eines passionierten, ja lustvollen Othering ist nicht auf bestimmte Zeiten und Orte begrenzt, auch wenn es in vielen Kulturen nicht nur plausibel, sondern geradezu für eine Mehrheit wünschenswert erscheint. Dennoch formt sich das Subjekt zu bestimmten Zeiten eher als in anderen durch Othering – sei es als Akteur oder als Gegenstand des Othering.

Wer heute älter als 40 Jahre alt ist, wird sich vielleicht an prägnante Beispiele eines allgemein akzeptierten, für heutige Verhältnisse ungewöhnlich ‚jubilatorischen‘ Othering erinnern können: In den 1980er-Jahren, als Mobbing oder Diskriminierung als Alltagskonzepte noch völlig unbekannt und auch kaum mit einem einzigen Wort umschreibbar waren, wurden in manchen Kollektiven nicht nur ganz selbstverständlich sogenannte ‚Außenseiter‘ diskursiv **kreiert**, sondern diese auch lustvoll und immer wieder von Neuem praktisch **ausgegrenzt**. Die Frage, wer dazugehört, ist in vielen Kontexten nach wie vor eine äußerst wichtige Frage. In den Gesellschaften der Mitte des 20. Jahrhunderts schien Othering – sieht man auf die Beispiele – eine erlaubte Leidenschaft.

Schauen wir auf die Schule, waren die ein bis drei Klassenkasper nur die bekannteste Erscheinungsform der kollektiv Ausgegrenzten. **Ausgrenzung** war eine oft als Spiel verstandene Praxisform, die nicht nur auf Schulhöfen für Aufheiterung sorgte, sondern für die Ausgegrenzten ein freilich mehr als trauriger Ernst, der – wie eine aktuelle Studie zeigt – sich auch in sozialisatorischen und psychopathologischen Folgen und Spätfolgen zeigte (Bowes, Joinson, Wolke & Lewis, 2015).

Wichtig sind hier zwei Beobachtungen:

Die Ausgegrenzten, die Anderen, sind hier nicht Sündenböcke, sondern das Mittel, um eine (positiv erlebte) Identität herzustellen, zu der die einfache Integration in den Schulbetrieb nicht in der Lage zu sein scheint.

Diese weit verbreitete Praxis hat eine riskante Dimension: Da es oft zufällige Faktoren sind, die ein Subjekt zum Gegenstand des Othering machen können, besteht folgerichtig eine der wichtigsten Bemühungen der Subjekte darin, nicht selbst zu einer Figur zu wer-

den, an der sich das Kollektiv lustvoll abarbeiten und Selbstgefühl entfalten kann. Eine wichtige Vorbeugemaßnahme besteht in an Normalität orientiertem, ansonsten aber unauffälligem Verhalten.

In vielen Fällen freilich können solche vorbeugenden Maßnahmen dennoch nicht greifen, z. B. dann, wenn es auffällige Merkmale gab, die vom Einzelnen nicht ohne Weiteres abgelegt werden können, wie körperliche Physis, Sprache oder Sprachgebrauch oder eine besondere Kollektivzugehörigkeit oder einfach die Tatsache, zu einer Gruppe später als Andere dazuzustoßen: in der sich die schon installierten Mitglieder dank ihrer Vernetzung den Luxus leisten können, den Neankömmlingen eine Beziehung auf Augenhöhe zu verweigern und sie vielmehr dauerhaft als Deklassierte zu behandeln.

An einem Beispiel lässt die ‚Herstellung des Anderen‘ sich in allen den Elementen zeigen, die soeben vorgestellt wurden. Wir brauchen dazu, wie uns Habermas sagt, den Blick von innen. „Eine als „symbolisch vorstrukturiert [gedacht]e Wirklichkeit bildet ein Universum, das gegenüber den Blicken eines kommunikationsunfähigen Beobachters hermetisch verschlossen, eben unverständlich bleiben müßte“ (Habermas, 1981, S. 164–165). Dazu ist es auch notwendig, die Institution, in der sich das Othering ereignet, in Grundzügen zu verstehen. Auch Sie verstehen ein Othering, das Sie beobachten, erst dann, wenn Sie Kenntnisse über die Einrichtung erhalten, in der es stattfindet.

Neben der bekannten diskursiven Dimension zeigt sich bei einiger Aufmerksamkeit nun auch die praktische Dimension der Konstruktion ‚des Anderen‘. Wir sehen ‚den Anderen‘ als sprachliches Ereignis: Denn ‚der Andere‘ wird auch hier hergestellt, indem über ihn als ‚den Anderen‘ gesprochen wird. Das Anderssein ereignet sich auch als Produkt eines Handelns, bei dem er mitwirken muss, damit es funktioniert.

Somit wird der Fokus neben der ‚Veränderung‘ auch auf die damit verbundene Subjektivierung gelegt. Othering und Abjektion werden deutlich als produktive kulturelle Tätigkeiten.

3.2.2.3 Eine gigantische Maschine der ‚Veränderung‘



Abb. 3.3: Lustvolle Ausgrenzungsspiele im sozialistischen Kollektiv beim 1½-jährigen Ehrendienst bei der Nationalen Volksarmee der DDR. Im Klubraum einer NVA-Kaserne posieren Mitte der 1980er-Jahre für das Foto ‚in Zivil‘, zwei fidele Entlassungskandidaten (Es oder EKs) für ein Erinnerungsfoto mit einem ihrer persönlichen ‚Glatten‘ (eigenes Archiv)

„Eine der deprimierendsten Erfahrungen, die junge, selbstbewußte Menschen in der DDR machen“ (Jugendinstitut der DDR, zitiert nach Müller, 2004, S. 559), nennt ein interner Bericht des Jugendinstituts der DDR eine Erscheinung in den Kasernen der DDR, welche die Bundeswehr nicht kannte. Für die einen handelt es sich dabei um die sog. ‚EK-Bewegung‘, für die Anderen handelt es sich um ein Phänomen eines permanenten Othering. Raum gegeben war dazu durch die NVA, die, wie andere Kollektive des 20. Jahrhunderts, ihre eigene Organisationskultur mit ihren Formen informeller Beziehungen entwickelte. Offiziell verboten, doch tatsächlich von Offizieren und Unteroffizieren teils passiv, teils aktiv unterstützt, waren die „mit der ‚EK-Bewegung‘ verbundenen Phänomene von nicht zu unterschätzender Bedeutung (...) für den inneren Zustand und die Einsatzbereitschaft der Truppe“ (Müller, 2004, S. 559). Die NVA – wie viele Institutionen der DDR – wurde durch eine Reihe sehr auffällig-unauffälliger inoffizieller Mechanismen am Laufen gehalten, die nur der Insider verstehen konnte.

Eröffnete die Einziehung in die NVA eine 18-monatige Mitgliedschaft, durch die alle früheren Mitgliedschaften wegen der für die NVA typischen Isolation in der Kaserne teils ruhen mussten, teils gekündigt waren, ergab sich durch das EK-System eine Art Parallelmitgliedschaft, die praktisch alle informellen Beziehungen zwischen Soldaten überformte, wodurch der Alltag in der Kaserne lückenlos geregelt war. Die sonst sinnvolle Unterscheidung zwischen öffentlich/dienstlich und privat war hinfällig. In Goffmans Perspektive gab es nur noch die totale Institution, in der alle Lebensäußerungen eines sozialen Akteurs zu regeln und zu kontrollieren bestimmt sind (Goffman, 1973). Die Mitgliedschaft des EK-Systems sprang ein, sobald Offiziere abwesend waren: Rein zeitlich gesehen hieß dies meistens.

Oberflächlich ist das EK-System eine Art Hackordnung unter Wehrpflichtigen, durch die die gleichgestellten Soldaten noch einmal hierarchisch nach Dienstalter geordnet waren und die bestimmte, wer „unliebsame Tätigkeiten“ zu erledigen hatte (Müller, 2014, S. 20). Unter kulturtheoretischer Perspektive ist es wichtig, es komplexer anzuschauen.

Nicht zuletzt funktionierte die Kaserne durch diesen inoffiziellen Mechanismus, der leicht hätte unterdrückt werden können, stattdessen aber klar unterstützt wurde. So gilt: Einem EK-Subjekt einen Befehl für die Truppe zu erteilen, bedeutet, dass die sonst unsichere Ausführung eines Befehls gesichert ist, zumal der EK über andere und bessere, fein abstimmbare und in einem kollektiv verankerte Druckmittel verfügt als Offiziere und Unteroffiziere. Das EK-System lässt sich aber auch als ‚perpetuum mobile‘ eines Othering bei wechselndem Personal begreifen. Ausübende und identitäre Nutznieher des Othering waren die normalen Soldaten, d.h. Soldaten des zweiten und dritten Diensthalbjahres; ihnen standen als ihre Kreation die ‚Anderen‘ gegenüber, die jedes Jahr im November und im Mai dazukamen, welche ihnen ein mit Bedeutung erfülltes Leben ermöglichten, das seinen Zielpunkt in der eigenen Entlassung aus der „Asche“ hatte.

Das Foto zeigt etwas, das als symbolisches Zentrum der gruppenbezogenen Diskriminierungspraxis verstanden werden kann: ‚Anschnitt‘ der letzten 150 Tage Armeedienst der EKs. Während einer nächtlichen, heute mehr seltsam als beunruhigend anmutenden ritualisierten Feier, bei der das permanente Ausrollen mehrerer, von auf die Länge von 150 (Tages-)cm gekürzten Schneidermaßbänder den Mittelpunkt bildet, gab es außerdem offiziell verbotene Spiele. Bei diesen Spielen hatten neben dem Alkohol die Soldaten des ersten Diensthalbjahres eine tragende Rolle. Ritualtypisch in ihrer langen Unterwäsche, in Stahlhelm und Koppel aufgestellt, sind die permanent als ‚Spritzer‘, ‚Aale‘ oder ‚Glatten‘ Bezeichneten Zielscheibe zahlloser vollständig ritualisierter Späße, die unter Gewaltandrohung und Gewaltausübung stattfinden. Das Spiel geht stundenlang – bis man des Anblicks der nüchtern bleibenden Aale überdrüssig wird und sie mit ihren Zahnbürsten wegschickt, zum nächtlichen Toilettenreinigen oder zum Magazinsortieren. Die Mitwirkung erscheint uns unter heutigen Subjektformen überraschend. Immerhin lässt sich sagen, dass durch die Kooperativität der Glatten eine unberechenbare Eskalation verhindert wurde – wohl aber kaum der Zusammenbruch des Systems. Durch Verweigerung hätten sie die EKs und ihre Vizes gezwungen, sie durch außerplanmäßige Gewalt zu disziplinieren.

Auf seinem 10- bis-12-Bett-Zimmer, in das ‚der Glatte‘ nicht mit 10 bis 12 Neuankömmlingen einzieht, sondern in das er grundsätzlich dazukommt, wird er von einer Mehrheit eingerahmt. Hier wird er sein ganzes erstes Diensthalbjahr durch die Vertreter des zweiten und des dritten Diensthalbjahres nicht nur konsequent als minderwertig behandelt,

sondern auch als persönlicher Sklave eines der hier wohnenden EKs gehalten, den er ‚bedient‘ oder – wenn er ‚Glück‘ hat – von dem er dann und wann bevatert wird. Auch der schwächste Soldat darf sich gegenüber den Glatten alles herausnehmen. Hinter ihm wie dem EK steht eine Mehrheit, während die Glatten sich nicht einmal zu zweit zusammenschließen.

Für den Glatten gibt es kein Entkommen: Innerhalb der ersten zwei bis drei Monate bekommt er weder Urlaub noch Ausgang. Abhauen bedeutet Militärgefängnis und Nachdienen. Auflehnung vor Ort gegen das EK-System ruft zwei Drittel der kasernierten Soldaten auf den Plan, Appellation an Vorgesetzte ist zwecklos. Das bedeutet: Den Demütigungen und Spielen kann sich nicht entzogen werden. „Im Weigerungsfall reichte das Spektrum der Repressalien von ‚Sonderaufgaben‘ über offensichtliche Schikanen bis hin zur physischen Gewalt“ (Müller, 2014, S. 20).

Es fällt auf, dass eine Ausgrenzung vieler über die Dauer von sechs Monaten bei großer persönlicher Nähe – von außen betrachtet – schwer konsequent durchzuhalten erscheint. Das Wissen über die Bedeutung der Glatten hält die normalen Soldaten auf Abstand. Dieses Wissen wird durch verschiedene sprachliche und praktische Strategien immer wieder aufgefrischt: Da ist zum einen die wiederkehrende rituelle Lächerlichmachung, die die Gruppe der Einen gegen die Gruppe der isolierten Anderen stärkt. Zum anderen werden die Anderen auch durch den Sprachgebrauch als Individuen unsichtbar gemacht: Subjekte des ersten Diensthalbjahres werden grundsätzlich nicht mit ihrem Vornamen, sondern entweder mit einer ihrer herabsetzenden Gruppenbezeichnungen angeredet oder ausnahmslos mit dem Namen ‚Hans‘ gerufen. Auch die Glatten nennen sich gegenseitig in der Kaserne nicht selten ‚Hans‘.

Eine andere Strategie ist die Verekelung. Dazu gehören einerseits die Verekelungsrituale der NVA: Die vorgenommene Verdreckung der Körper der Betroffenen, dann das sie Antretenlassen in Unterwäsche, dann die Heranziehung für Reinigungsarbeiten mit der Zahnbürste oder ähnlichem und schließlich ihre Ekelnamen, die aus dem Fäkal- und Sexualbereich stammen. Der Aal und der Spritzer haben keine neutrale Konnotation.

Auf dieser Ebene befindet sich eine eher komisch wirkende rituelle Bedrohung archaischen Zuschnitts mit dem ‚dicken Daumen‘ als eine eigene Praxis. Bei dem „dicken Daumen“ handelt es sich um ein Instrument, das interessanterweise nicht die EKs, sondern ausschließlich die Soldaten des zweiten Halbjahres bei sich trugen, welche von den EKs durch Anweisung angehalten waren, dieses von Zeit zu Zeit den Glatten vorzuzeigen.



Abb. 3.4: Artefakt, 3,5 cm, zugehörig dem EK-System. Alter unbekannt, von Generation zu Generation beim Aufstieg ins zweite Diensthalbjahr vererbt. Letzter Einsatz: Winter 1989/1990 (eigenes Archiv)

Beziehungsreich einordnen lässt sich die Geste zusammen mit dem Wissen aus der Geschichte der Männlichkeit, die auf die ältesten Praktiken des Othing hinweisen und Bezüge zur Urgeschichte der Menschheit herstellen. Die stärksten Männchen bei gewissen Pavianarten demonstrieren ihre Überlegenheit gegenüber anderen männlichen Mitgliedern der Herde durch den Einsatz sexueller Gewalt. Dies kündigen sie durch Gesten an. In der älteren Menschheitsgeschichte stehen der „dicke Daumen“ und der ausgestreckte Mittelfinger für die Ankündigung des erzwungenen Geschlechtsverkehrs, welcher in archaischen Kulturen tatsächlich nach Machtkämpfen und Niederlagen am Unterlegenen vollzogen wurde (Duerr, 2011, S. 511). Auf einer Jahrtausendealten Vase ist der Vorgang dokumentiert und humoristisch aufgefasst: Auf der im Museum gezeigten Vorderseite der Vase wartet ein besiegter Soldat in gebückter Haltung „innocent“ darauf, was da auf ihn zukommt – wobei auf der üblicherweise übersehenen Rückseite der Vase der Sieger schon gegen ihn von hinten anrennt: „le pénis dressé à la main“ (Sartre, 2011, S. 48, Abb. 6) und auf diese Weise den Totalumfang der „Rechte symbolisierend, die der Krieger über den Unterworfenen erhält“ (ebd., Übersetzung von uns). Ein Spaß für Kenner also.

Es ist bezeichnend, dass in dem homophoben Kollektiv der DDR-Kaserne dieses Recht, das dem EK zustand, allerdings schamhaft an den Vize des EK delegiert war, der die Präsentation seines Daumens ausschließlich auf Geheiß und selbstverständlich nur auf der symbolischen Ebene zu erledigen hatte.

Die identitätsrelevante Praxis der Ausgrenzung im EK-System, die jeder männliche Bürger der Deutschen Demokratischen Republik unterworfen wurde, verschwand schon vor dem Ende der NVA im Jahr 1990, kurz nach dem Mauerfall – als die damaligen EKs ganz überraschend von einer Woche auf die andere ein Vierteljahr vor dem ehemals angesetzten Entlassungstermin nach Hause geschickt wurden. Die EKs konnten oft ihre vorfristige Entlassung nicht begrüßen, wovon sich der eine der Verfasser dieses Heftes überzeugen konnte, so wie sie auch den im Winter stattgefundenen Demonstrationen innerhalb der Kaserne teilweise zwiespältig gegenüberstanden.



Übung 3.2:

Was hatte diese Praxis des Othing im Rotationsprinzip darüber hinaus, dass sie Identität ermöglicht hat, für die Subjektivation eines 18 bis 26 Jahre alten Menschen zu bedeuten? Wird das Subjekt dadurch sensibler für Mechanismen des Othing? Was meinen Sie?

Übung 3.3:

Überlegen Sie, welche Beispiele des Othings Sie aus Ihrem eigenen beruflichen wie privaten Alltag beschreiben können. Ordnen und deuten Sie Ihr Beispiel in seinen (kulturell-kontingenten) Kontext ein!

3.3 Multikulturalität in einer Gesellschaft

„Die Moderne“ ist kulturell nicht einheitlich. Mehrere Versionen von Kultur und Subjekt existieren nebeneinander.

Wir haben es schon deutlich gemerkt: Anna und Heidrun unterscheiden sich gravierend in ihren Meinungen, Vorstellungen, Haltungen. Sie unterscheiden sich aber auch in dem, was sie „können“, was sie tun, darin, wie sie mit sich und mit Anderen umgehen.

Nach dem bedeutungsorientierten Kulturbegriff sind sie kulturell unterschiedlich verortet. Sie leben zur gleichen Zeit am gleichen Ort und sind damit Zeugen der Multikulturalität innerhalb einer Gesellschaft. Da sie zugleich einer Familie im Sinne der multigenerationalen Mehrgenerationenfamilie (Bertram, 2000) angehören, bringen sie die **Multikulturalität in die eigene Familie** ein.

Multikulturalität innerhalb einer Gesellschaft entsteht nicht primär durch Migration, das Vorhandensein ethnischer Minderheiten oder den Zuzug von Menschen mit ‚dunkler Hautfarbe‘.

Multikulturalität im Sinne des Vorhandenseins verschiedener Wissensordnungen und Sinnsysteme ist in einer Gesellschaft ein Kennzeichen moderner Gesellschaften.

Sie ist heute bereits durch die kulturelle Entwicklung im 20. Jahrhundert geprägt.



Es ist noch nicht lange üblich, kulturelle Sachverhalte im Hinblick auf gegenwärtige Gesellschaft mittels kultureller Begrifflichkeiten abzubilden. Nach wie vor dominieren ‚soziodemografische‘ Erhebungen, bei denen wir ein Bild der Gesellschaft, in der wir leben, mittels solcher Parameter wie Alter, Geschlecht, Familienstand, Haushaltsgröße, Zahl der Kinder, Bildungsabschluss, Beruf, soziale Lage und Einkommen bekommen.

Die bekannte Sinus-Milieu-Studie macht auf die Probleme etwas aufmerksam, die sich damit ergeben. Sie kann im Unterschied zu den meisten Statistiken kulturelle Welten zumindest in ihren Umrissen fassen, sodass ‚soziodemografisch‘-statistisch als gleich interpretierte Subjekte auch im Hinblick auf kulturelle Faktoren als mindestens unterschiedlich erkennbar werden:



Abb. 3.5: Soziodemografische Zwillinge (Sinus-Institut, 2018)

Auch Heidrun und Anna könnten leicht als sehr ähnlich in der Statistik erscheinen.

Die Sinus-Milieus fassen (...) Menschen zusammen, die sich in Lebensauffassung und Lebensweise ähneln. Man könnte die Milieus – salopp gesagt – als ‚Gruppen Gleichgesinnter‘ bezeichnen. (Sinus Institut, 2018, S. 6)

Was die Statistik dabei abbildet, sind Lebensformen. Ihre Absicht ist dabei die einer Marktanalyse. Relevant sind damit vor allem Daten, die sich wirtschaftlich auswerten lassen. Dabei fassen sie aus der Gesamtheit der untersuchten Erhebungsteilnehmer zehn Gruppen zusammen. Diese zehn Gruppen sind (gemäß dem Stand von 2019): Konservativ-Etablierte, Liberal-Intellektuelle, Performer, Expeditiv, Adaptiv-Pragmatische, Bürgerliche Mitte, Sozialökologisches Milieu, Traditionelle, Prekäre, Hedonisten. Die Gruppen werden noch einmal eingeteilt in gehobene Milieus, Milieus der Mitte und Milieus der unteren Mittelschicht/Unterschicht. Jedes Milieu umfasst 7 bis 15 % der Gesamtbevölkerung.

Von der Sinus-Milieu-Studie aus gesehen, geht die Perspektive, die in diesem Studienheft eingenommen wird, anders an das Thema.

Bildet die Sinus-Studie Lebensformen ab, lässt sie **zum Teil soziologische und kulturtheoretische Perspektiven einfließen**, ist sie aus unserer Perspektive dennoch eher ein Blick auf die **Oberfläche**. Sie erinnern sich: Im bedeutungsorientierten Kulturbegriff fragen wir danach, was Lebensformen **zugrunde** liegt. Welches Wissen setzen die Akteure ein, um sich im sozialen Leben zu bewegen? Wie schreiben sie ihrer Welt und deren Bestandteilen Sinn zu? Dies wäre der Ausgangspunkt. So gesehen können auch unterschiedliche Lebensformen zu Subjekten gehören, die ein vergleichbares Koordinatennetz besitzen, bzw. können sich innerhalb einer Lebensform Subjekte mit unterschiedlichen Symbolsystemen vereinigen.

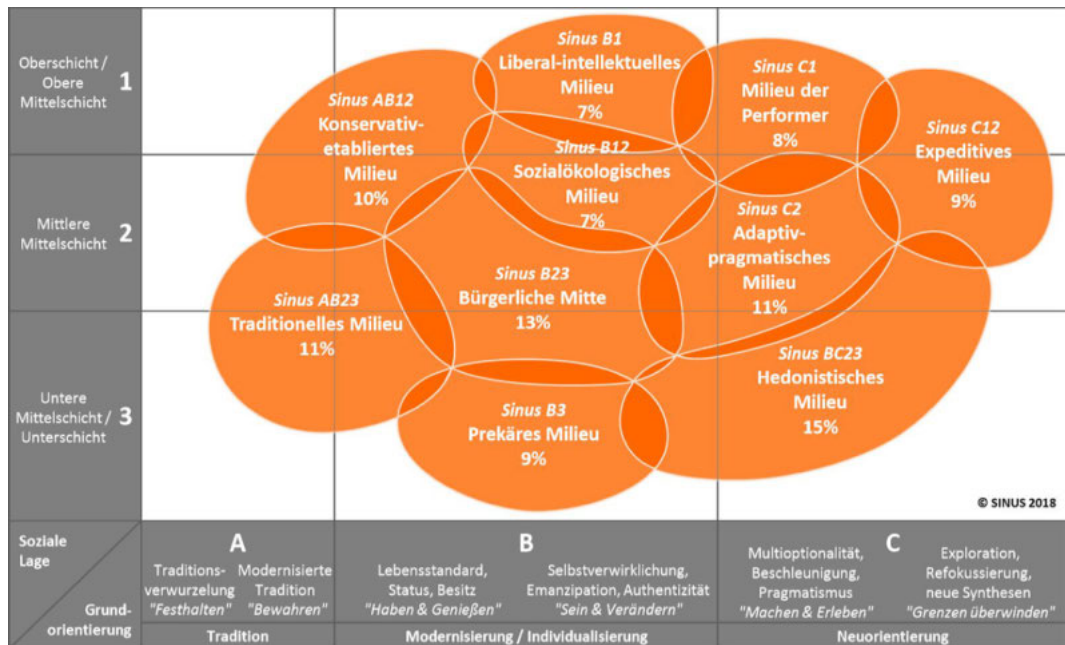


Abb. 3.6: Milieus in Deutschland 2018 nach der Sinus-Milieu-Studie (Sinus-Institut, 2018, S. 14)

Die Sinus-Milieu-Studie lässt sehr schön Multikulturalität innerhalb der deutschen Gesellschaft auf einen Blick erkennen. Wollte man die Großmutter Nanettes, heute etwas über 70 Jahre alt, hier einordnen, würde sie vielleicht zur Kategorie „bürgerliche Mitte“

gezählt werden, „der leistungs- und anpassungsbereite bürgerliche Mainstream: generelle Bejahung der gesellschaftlichen Ordnung; Wunsch nach beruflicher und sozialer Etablierung, nach gesicherten und harmonischen Verhältnissen; wachsende Überforderung und Abstiegsängste“ (Sinus Institut, 2018, S. 16). Wohingegen Annas Mutter, heute um die 50, nicht so leicht einzuordnen wäre, vielleicht unter das „sozialökologische Milieu“, welches laut Sinus-Institut die Angehörigen eines „engagiert gesellschaftskritische[n] Milieu[s] kennzeichnet, mit normativen Vorstellungen vom ‚richtigen‘ Leben: ausgeprägtes ökologisches und soziales Gewissen; Globalisierungs-Skeptiker, Befürworter von Political Correctness und Diversity“ (Sinus Institut, 2018, S. 16).

Aber auch eine andere Einordnung ist für Anna und Heidrun denkbar. Für die uns interessierenden Aspekte greift diese Studie nicht ganz. Sie hat ihren Verwendungszweck eben in der Marktanalyse.

3.3.1 Kulturelle Hegemonien

Die Pluralität von Kulturen nimmt zu oder ab, je nach Differenzierungsbereitschaft der Betrachter. Wir könnten nur eine Kultur bei Einsatz eines groben Rasters innerhalb Deutschlands konstatieren, wie könnten aber auch unendlich viele, teils kleine und kleinste Kulturen beobachten.

Wie stehen diese Kulturen zueinander? Auf gleicher Augenhöhe?

Der italienische Marxist Antonio Gramsci hatte in den 1930er-Jahren analysiert, dass so etwas nicht der Fall ist. Als Anhänger der Arbeiterbewegung machte ihm zu schaffen, dass selbst revolutionäre Arbeiter dem bürgerlichen Lebensmodell in ihren Familien nachhängen.

Gramsci spricht sich dafür aus, dass die Arbeiterbewegung sich auf den Weg macht, **eine kulturelle Hegemonie zu erreichen**. „Organische Intellektuelle“ sollen theoretische Konzepte entwickeln und Argumente in politischen Debatten liefern, die die alltägliche Logik bürgerlicher Macht herausfordern.

Wo man heute mehrere Kulturen als Wissens-Praktiken-Komplexe beobachtet, ist rasch „eine Universalisierungstendenz zu konstatieren“ (Ziemann, 2011, S. 201), ohne dass jemand eine revolutionäre Absicht hegt. Was ist gemeint? Mit Blick auf das Algerien der 1960er- und 1970er-Jahre fiel Bourdieu auf, dass Übernahme des „modernen Lebensstils“ als Ziel einer Mehrheit der Subjekte und die Entwicklung der „westlichen Lebensweise“ zu einem „universellen Fluchtpunkt“ (Bourdieu, 2000, S. 64) wurde, unabhängig davon, dass sie durch die unbeliebten französischen Besatzer eingeführt wurde.

Es wäre sicher im Sinne Bourdieus, wenn man sagen würde: Lebensformen, Denkweisen und Praktiken der einen Kultur besitzen dadurch Plausibilität, weil sie von den Vertretern solcher Gruppen gezeigt werden, aus deren Sicht ihre Träger über mehr Ressourcen und Lebenschancen verfügen, mehr Anerkennung genießen, weniger harte körperliche Arbeit leisten müssen und dabei eher positive Reaktionen auf ihre Wünsche erwarten dürfen. Bereits der uns schon durch die Doppelnatur des Menschen bekannte Georg Simmel hat diesen Prozess um 1900 beschrieben: „(...) untere Schichten streben nach höherem Status und übernehmen die Moden der oberen, was bei diesen zu neuen Differenzierungsbestrebungen führt“ (Schneider, 2000, S. 9).

Andere Kulturtheoretiker wie Andreas Reckwitz würden sich zu den Gründen nicht ganz festlegen lassen.



Eine kulturelle Hegemonie ist erreicht, wenn ein zunächst nur **gruppenbezogener Wissens-Praktiken-Komplex (Kultur)** (aus variablen Gründen) ein Übergewicht über andere gruppenbezogene Komplexe (andere Kulturen) erreicht, da es diesem gelingt, „Anspruch auf Allgemeingültigkeit, kulturelle Führerschaft und Alternativenlosigkeit“ (Reckwitz, 2008, S. 143) zu erheben.

Kulturelle Hegemonien haben eine **zeitliche Perspektive**. So startet die erste hegemoniale Kultur der Moderne um 1750 als Kultur einer kleinen, in sich heterogenen Gruppe, die zunächst kaum als Klasse angesprochen werden kann (Wehler, 1987, S. 203): Eine „kulturelle Nische experimenteller Bürgerlichkeit“ (Reckwitz, 2006, S. 242) übt und formt hier bspw. das, was wir heute unter einer Liebesbeziehung verstehen. Hundert Jahre später ist die bürgerliche Wissensordnung Standard in Europa und den USA. Nach dem Ersten Weltkrieg bricht diese Hegemonie rasch zusammen.

Kulturelle Hegemonien müssen auch **nicht unbedingt von Mehrheiten** getragen werden. Dies trifft nur für eine Hegemonie im 20. Jahrhundert zu. Weder für die Trägergruppe der postmodernen Hegemonie noch der Hegemonie des 19. Jahrhunderts trifft das zu: Das Bürgertum bspw. war eine Minderheit, die in Deutschland niemals mehr als einem Sechstel der Gesamtbevölkerung angehörte (Wehler, 2003, S. 307), eine Minderheit, die in Europa zu keinem Zeitpunkt die Gesellschaft politisch oder ökonomisch dominiert hat (Gay, 1992). Auch die uns nun zuerst interessierende Hegemonie, die ‚das Schreienlassen‘ erfunden hat, war zunächst ein lokales Phänomen (Reckwitz, 2006, S. 410–413).

3.3.2 Die Hegemonie in der Organisierten Moderne in der Mitte des 20. Jahrhunderts

Sie erinnern sich an die Erziehungsratgeber und vorgedruckten Elterntagebücher aus der Mitte des 20. Jahrhunderts? Sie können als Ausdruck eines umfassenden kulturellen Wissens betrachtet werden, das zwischen den 1920er- und den 1980er-Jahren „Anspruch auf Allgemeingültigkeit, kulturelle Führerschaft und Alternativenlosigkeit“ (Reckwitz, 2008, S. 143) erhob.

Dieses kulturelle Wissen umfasst selbstverständlich mehr als das, was damals „Säuglingspflege“ (Grotjahn, 1910, S. 134) zu nennen begonnen wurde. Dieses Wissen leitete die Menschen an, eine Subjektform anzusteuern, die zu dieser Zeit unter den Bedingungen von technischen, wirtschaftlichen und anderen Rahmenbedingungen als wünschenswert, als normal erscheint.

Schauen wir noch einmal kurz auf den Umgang mit Kindern, um danach den größeren kulturellen Zusammenhang zu erfassen.

Ab den 1920er-Jahren wurden Eltern in Deutschland angeleitet, nach Gesundheits- und Hygienevorschriften Säuglingspflege zu betreiben. Ärzte, Krankenschwestern und Hebammen standen für diese Aufgabe bereit, wobei diese von Krankenhäusern unterstützt wurden.

Gesundheitliche und hygienische Paradigmen vor anderen auf das Kind anzuwenden (anstelle bspw. psychologischer oder moralischer Überlegungen), scheint in der Perspektive der Zeitgenossen eine selbstverständliche Plausibilität zu besitzen. Das lässt sich mit den am Anfang des Jahrhunderts noch relativ großen Risiken des Kleinkindalters und der Mutterschaft begründen, kann aber auch noch anders motiviert werden: Denn der Gedanke des Fortschritts gewinnt ab dem zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts eine große Überzeugungskraft. Doch unabhängig von den Motivationen: Wollen wir die Sinnenwelt der Welt in der Mitte des letzten Jahrhunderts anschauen, kommt es mehr auf die Mittel an, durch die Gesundheit und Hygiene erreicht werden können (Grotjahn, 1910). Diese Mittel liegen vor allem darin, Akzeptanz der Eltern zu gewinnen für die Mitsprache von **Experten** einerseits und andererseits für die **Anpassung** des elterlichen Verhaltens und der Säuglingsorte an die Praktiken und Örtlichkeiten des Krankenhauses (Czerny, 1911)

Es ist vor allem eine genaue **Strukturierung** und **Regulierung** des Alltags eines Säuglings, die unter dieser Assistenz von Hygienikern und Medizinern in den Fokus der elterlichen Bemühungen kommen, wenn sie die Themen Ernährung, Pflege und Zusammensein bearbeiten. Die Geltung des medizinischen Wissens ist in der DDR noch am Ende der 1970er-Jahre weitgehend akzeptiert, während in den USA bereits Anfang der 1960er-Jahre eine Trendwende vorbereitet wird, vor deren Hintergrund die Entdeckung von Attachment überhaupt ihren Sinn erhält (Gebhardt, 2009).

Und so ist es im Sinne der Strukturierung, wenn nach der Geburt der Säugling von seiner Mutter isoliert und zwischen sieben und vierzehn Tagen von ausgebildeten medizinischen Fachkräften eingestellt wird auf Fütter-, Defäkier- und Schlafzeiten. Die Mutter erhält das Kind in einem festen ‚Rhythmus‘ ausschließlich zur Fütterung des Säuglings.

Ist die Mutter wieder zu Hause, ist sie angehalten, sich an die etablierten Routinen zu halten und auch sich von älteren Familienmitgliedern die im Krankenhaus vorgenommene Einstellung des Säuglings nicht kaputt machen zu lassen. Denn wie Anna hat auch Heidrun mit Einsprache der älteren Generation bei ihrem Muttersein zu tun. „Aber Heidrun, du kannst doch das Ännchen nicht einfach weinen lassen!“, schrie die 70-jährige Martha auf, als sie zu Besuch bei der jungen Mutter war. – Wir wissen nicht, was Heidrun darauf geantwortet hat.

Der Umgang mit Säuglingen ist nur ein Aspekt unter vielen innerhalb des Wissens der Subjekte in einer langen Hegemonie, die global gesehen zwei örtliche Schwerpunkte hatte: Die USA und die Sowjetunion bilden je ein „Impulszentrum“ (Reckwitz, 2017, S. 100) eines Zusammenhangs, den Andreas Reckwitz ‚**Organisierte Moderne**‘ genannt hat. USA und Sowjetunion bilden dabei je ihre Variationen der Organisierten Moderne, die sich im Wesentlichen gleichen, aber in unterschiedlichen Gebieten der Welt Gültigkeit haben. Dass die politische Ordnung in der UdSSR und den USA in der Perspektive der damaligen Zeit als gegensätzlich erschien, hat nichts darüber vermocht, dass sich eine ähnliche Kultur entwickelte (Reckwitz, 2017, S. 100).

Ab den 1920er-Jahren **dominiert** in der östlichen und der westlichen Hemisphäre in vieler Hinsicht ‚**die Organisation**‘ nicht nur das öffentliche Leben, sondern auch die Privatsphäre der Menschen, also so, wie das sich hier schon für den Umgang mit den Kleinsten im Zeichen der ‚Säuglingspflege‘ angedeutet hat.

Länger schon als **antibürgerliche** Subkultur vorbereitet, setzt es sich ab den 1920er-Jahren rasch durch. Das bis dahin durchgängig konkurrenzlos attraktiv geltende bürgerliche Modell verliert seine Überzeugungskraft innerhalb kürzester Zeit, wofür der Erste Weltkrieg und die Russische Revolution gerne als Merkpunkte genannt werden.

Antibürgerlichkeit bleibt ein Kennzeichen bis in die 1980er-Jahre. Die Sowjetunion und ihre Satellitenstaaten begründen diese Haltung auch politisch. Die damals neue Hegemonie formt sich als möglichst verschieden zu ihrem Vorgänger, was ihr eine deutliche Prägnanz verleiht. Typisch wird die **Wertschätzung der Kollektive** und des kollektiv etablierten Wissens. Misstrauisch angesehen wird der nun ‚bürgerlich‘ genannte Individualismus. Größte Furcht ist, nicht dazuzugehören.

Plötzlich zeigt sich überall die organisationelle Einbindung des Einzelnen in eine Gruppe ähnlicher oder gleicher für viele Menschen wünschenswert.

Es ist die Zeit, in der die **Peergruppe** als Bezugsgruppe für jüngere Menschen zum Normalfall der Sozialität wird. Doch ganz grundsätzlich sind Menschen nun üblicherweise an Gleichaltrigen, Gleichartigen, Gleichrangigen orientiert. Das ist neu, war doch zuvor eine gewisse Heterogenität geradezu gesucht worden.

Organisiert sehr oft in Großbetrieben, verbunden mit Anderen, die das gleiche Alter, gleiche Orientierungen, gleiche Interessen haben, entsteht ein neues Subjekt. Dieses „Angestelltensubjekt“ (Reckwitz, 2006, S. 410–413) zeigt sich als Erfinder der Freizeit und des Kollektivsports, des Begriffs Normalität und des Außenseiters, der Coolness und der Peinlichkeit, der Liebe auf den ersten Blick und des Familienprogramms.

Wie Sie sicher wissen, ist das Subjekt in der Mitte des 20. Jahrhunderts mit einer **größeren Anzahl kollektiver Inanspruchnahmen** konfrontiert – und zwar in der „Organisation“, einem neuen Sozialtyp, in dem es den größten Teil seiner Lebenszeit verbringt. In Organisationen wird **gelernt, gelebt, geheilt, gekämpft** (Reckwitz, 2006, S. 336).

Als der „paradigmatische Ort der modernen Organisation“ kann der Betrieb betrachtet werden (Reckwitz, 2017, S. 40). Er ist einerseits eine wichtige Subjektivationsagentur, die im sozialstaatlich geprägten Westen wie im sozialistisch geprägten Europa durch tendenziell lebenslange Mitgliedschaft geprägt ist. Andererseits ist der Betrieb ein Modellfall: Alle Organisationen, auch die Sportorganisation und das Altersheim, erscheinen „gleichförmig aufgebaut und werden von den Subjekten auch als solche ähnlich gebauten Einheiten erlebt“ (Reckwitz, 2017, S. 41). Der Betrieb gleicht als Organisation der Behörde, der Schule, dem Krankenhaus.

Als Mitglied von Organisationen bildet das Subjekt im Umgang mit anderen Mitgliedern sowie mit für die jeweilige Organisation typischen Dingen Dispositionen oder Handlungsanlagen aus, die sich stark von allem vorhergehenden unterscheiden. Alkemeyer und Bröckling verweisen auf die Entstehung eines „Kollektivsubjekts“ (2018, S. 18), das es zuvor nicht gegeben hat.

So wie vorher gearbeitet wurde, erscheint das den Menschen nun **einzelgängerisch, amateurhaft und unprofessionell** (Reckwitz, 2006, S. 342–343).

Leben und Arbeiten in Organisationen wird zur Norm, und seit der Kollektivierung der Landwirtschaft 1946 sind in der DDR kaum noch Lebensbereiche davon ausgenommen.

Auf der Ebene der privaten Beziehungen **erlahmt das Interesse für die Seele des Anderen.**

„Neugieriges Herumstochern in eigenen Tiefen“ erscheint „nicht nur ungehörig, sondern schlicht albern.“ (Anders, 1986, S. 8)

Günther Anders schreibt in den 1930er-Jahren: „Wir sind die erste stubenreine Generation, die es gelernt hat, anderer Leute Leben zu besuchen und zu verlassen, ohne seelische Flecken zu hinterlassen.“ (Anders, 1986, S. 14)

Das Leichte, Unkomplizierte ist das, was Menschen aneinander auch in Liebesbeziehungen brauchen. So lesen wir in einem Briefwechsel in den 1970er-Jahren die besorgte Frage einer jungen Frau an ihren Freund: „Findest du, dass ich sehr kompliziert aufgebaut bin?“ Antwort: Ihren „Charakter“ würde der Freund beschreiben als „jung, adrett, sportlich, aktiv, aufgeschlossen“ (Bauer & Hämmerle, 2017, S. 240).

Rückblickend hat die Soziologie etwa ab den 1980er-Jahren von dem Verschwinden der Liebesemantik und dem Aufkommen einer Partnerschaftsemantik in Paarbeziehungen gesprochen. Unsere heutige noch gängige Bezeichnung „meine Partnerin“ und „unsere **Partnerschaft**“ lassen die emotionale Distanz zum Anderen mitfühlen.

Luhmann, den Sie durch seine Äußerungen zur Kontingenz kennen, kommentiert diese Entwicklung: „Man sucht in der Ehe nicht eine ins Unrealistische angehobene Idealwelt und erst recht nicht eine Dauerbestätigung für leidenschaftliche Gefühle, sondern eine Basis für Verständigung und für gemeinsames Handeln in allem, was einem wichtig ist“ (Luhmann, 1982, S. 191).

Für diese Entwicklung mitverantwortlich gemacht hat man die dauerhafte Einbindung des Einzelnen in seine Peergruppen in Betrieb und Freizeit und die Einbindung des Paares in einen Peertzusammenhang.

Im Kontext der Peers entwickelt sich der ‚American Cool‘, der Ausdruck eines neuen Codes der Sozialität ist, der auf „**Normalismus**“ und „Sachlichkeit“ (Reckwitz, 2006, S. 439) setzt und der sich so, folgt man Reinhard-Becker (2005), auch in den Paar- und Familienbeziehungen wiederfinden lässt. In formellen Kontexten, aber auch in informellen Peerkontexten, trainieren sich die Subjekte im „ungezwungenen Leben im Sozialen“: Hier geht es um das rasche Aufeinanderzugehen, das unkomplizierte Sichkennenlernen, das zweckfreie Beieinandersein ohne Druck.

Wie die formellen und informellen Gruppen der Organisationen sind diese Gruppen typischerweise durch Offenheit für neues Personal geprägt.

Im Kontext der Angestelltenkultur beginnen sich Freundschaften umzuorientieren von Beziehungen „face to face“ zu Beziehungen „side by side“ (Whyte, zitiert nach Bude, 2017). Freundschaft ist hier „in ihrer idealtypischen Form keine Freundschaft zwischen zweien, sondern persönliche Beziehungen im Plural, zwischen ‚pals‘ in einem ganzen Kreis von Bekannten“ (Reckwitz, 2006, S. 364). Dies zeigt auch Abb. 3.7: Jede kulturelle Hegemonie hat ihre für sie plausible Sozialität auch in Freundschaftsdingen. Die Bilder stammen aus zwei Jahrhunderten – „Signalpakete“ (Groebner & Wildt, 2015, S. 10) – wie uns Kulturtheoretiker versichern. Ein Beispiel einer Freundschaftsbeziehung „face to face“ steht einer „side by side“ gegenüber: Mehr Hautkontakt heißt nicht mehr Intimität, lassen uns die Bilder vermuten.

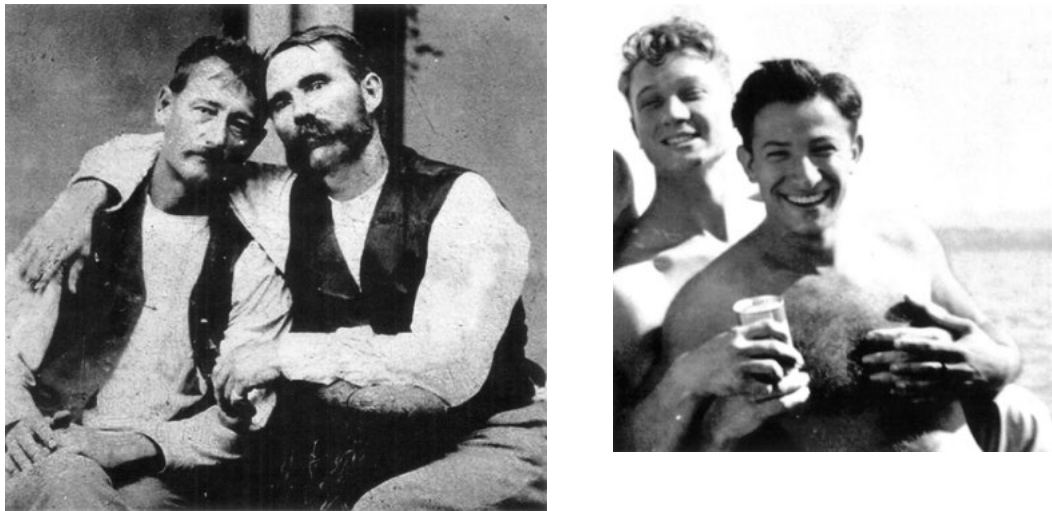


Abb. 3.7: Freundschaft im 19. und im 20. Jahrhundert (Isbon, 2006, S. 17)

Möglichkeiten zu emotionaler Nähe in solchen Peerbeziehungen hängt einerseits ab vom Verhältnis der Gruppe zu der Frage, wer unter welchen Umständen dazugehört (mit anderen Worten ihrer Exklusivität), und – ließe sich vermuten – von Möglichkeiten, darin sprachlich zu interagieren.

Die Praktiken dieser – wie in Kollegenbeziehungen der Organisationen üblich – oft gemischtgeschlechtlichen Peergruppen sind orientiert am **zweckfreien Zusammensein** in der nun neu entstehenden Freizeit, bei dem „die **Vermeidung sozial negativer Expressionen der Innenwelt**“ (Reckwitz, 2006, S. 410) zur Notwendigkeit wird. Für soziale Gruppen konstitutiv ist, was in ihnen besprochen werden kann, welche Themen möglich oder unmöglich sind, welche Interaktionsdynamik sich etabliert und welche ‚turns‘ aufeinanderfolgen (Bergmann, 1991). Die sich nun verbreitenden sportlichen oder sportähnlichen Praktiken spielen eine größere Rolle (die überwiegend ohne Kommunikation auskommen) oder Themen, über die sich leicht konsensuell verständigt werden kann.

Es entsteht in den Gruppen der Gleichen „ein Subjekt, das eine extreme Sensibilität für die sozialen Rollenerwartungen seiner peers entwickelt, denen es mit hoher Anpassungsfähigkeit folgt“ (Reckwitz, 2017, S. 44). Auch Heidrun ist außerordentlich sensibel für Regelungen, wie Sie sich erinnern. Ihre Sorge, dass Nanette kein ordentlicher Mensch werde, hat Sie vielleicht auch beschäftigt.

Und dennoch entwickelt das Subjekt trotz seiner gemäßigten Emotionalität sehr starke Affekte auf einer negativen Skala. Sie liegen im Bereich des neuen Konstrukts der **Peinlichkeit**, welches auf einer Umorientierung in den Selbst- und Fremdverhältnissen beruht: auf einer Orientierung weg von der ichbezogenen Selbstbefragung (Was bedeutet das für mich?) und hin zur routinierten Befragung der Meinung Anderer („Was werden Klaus-Dieter und Herbert sagen?“), wenn es um die Belange des Selbst und der Selbstdeutung geht. Peinlichkeit ist ein wichtiger Motor für das permanente Perspektivenübernehmen des Subjekts in sozialen Situationen, in denen nach Goffman immer Phänomene gerichteter und ungerichteter Kommunikation sich ereignen und auf ihre Rezeption und gerichtete oder ungerichtete Reaktion warten. Als (negative) Verstärkung der Anpassung kann die Peinlichkeit, etwas Unnormales zu tun oder zu sein, angesehen werden.

Die **Sorge vor der Stigmatisierung** führt „das Subjekt zu einem strategischen, ständig die potenzielle Identitätsschädigung durch den Anderen witternden, auf Dauer ‚alarmierten‘ Verhalten“ (Reckwitz, 2006, S. 438). Wenn in der Literatur der Zeit von einer Gesellschaft der ‚Fassaden‘, ‚Masken‘ und ‚Rollen‘ die Rede ist, beruht dies auch auf solchen Wahrnehmungen.

Reckwitz verweist darauf, dass die Attraktivität desjenigen besonders groß ist, der sich in den „Gemeinschaftsaktivitäten besonders engagiert, der besonders gewinnende ‚mixer‘-Qualitäten besitzt; derjenige, der weder zu aufdringlich noch zu zurückhaltend ist, vielmehr das perfekte Maß des Normalen verkörpert, um populär unter peers zu werden“ (Reckwitz, 2006, S. 364).

Wenn wir Reckwitz glauben, wird erst im 20. Jahrhundert dort, wo sich Menschen als ‚Normale‘ begegnen, ein großer Teil des kulturellen Wissens über Männer und Frauen entwickelt, das wir im Alltag als **Geschlechtsrollen** bezeichnen. Wenn wir uns heute von überkommenden Geschlechtervorstellungen freimachen wollen, sind es meist nicht uralte Traditionen, sondern Erfindungen der Angestelltenkultur, von denen wir uns emanzipieren. Vorstellungen der heute älteren Generation dahingehend, was ein „richtiger Junge“ ist, wie sich ein Mädchen zu verhalten hat, einschließlich der geschlechtertypischen Babybekleidung, datieren aus der Mitte des Jahrhunderts. Der gefühlvolle Mann wird erst in den 1920er- und 1930er-Jahren langsam unmöglich, während zuvor die Emotionen gleichmäßiger verteilt sind.

Eine der ungewöhnlichsten Erfindungen in den Geschlechterbeziehungen betrifft die gegenseitige Wahrnehmung ‚der Geschlechter‘. Neu ist ‚**die Frau als visuelles Objekt des Mannes**‘ oder besser von Frauen als normalisiertes Objekt einer permanent sexuell interessierten vorgestellten Allgemeinheit von uniform vorgestellten, ‚normalen‘ Männern. Ein bedeutsamer Teil der Identität weiblicher Subjekte entsteht nun durch ihr Wissen darum, von männlichen Anderen gesehen und attraktiv gefunden zu werden. Die ‚weibliche‘ Angewohnheit, auf der Straße in jeden verfügbaren Spiegel wenigstens einen flüchtigen Blick zu werfen, die der Soziologe François de Singly bei Pariser Frauen beobachtet hat (de Singly 1996, S. 307), dient der Vergewisserung der eigenen, auf Beobachtung durch visuell höchst aufmerksame Andere orientierten Subjektform.

Den Umstand, als Subjekt das Objekt vieler, als ähnlich vorgestellter Subjekte zu sein, bringt die Abbildung aus den 1960er-Jahren ungewollt pointiert herüber.



Abb. 3.8: Das weibliche Angestelltensubjekt als Objekt männlicher Subjekte. Das betrachtete Subjekt Frau sieht sich nicht einem einmaligen Märchenprinzen, sondern – in selbstbewusster Distanz – einer völlig ähnlichen Gruppe von Peers gegenüber (GRAZIA, 1960, S. 24)

Die hegemoniale Kultur des 20. Jahrhunderts bringt das

männliche Subjekt in die Position des Beobachters, (...) in dessen Blick das weibliche als attraktives Objekt immer wieder neu, ‚technisch reproduzierbar‘ als visuelles Spektakel betrachtet wird. Diese Konstellation bringt das weibliche Subjekt (...) umgekehrt in eine Position, in der es seine eigene sexuelle Attraktivität so betrachtet (...), wie es betrachtet wird. (Reckwitz, 2006, S. 371)

Das hegemoniale Wissen über Frauen sieht in der Mitte des 20. Jahrhunderts vor, dass weibliche Selbstwahrnehmung in der Vorwegnahme der Blicke von Männern lustvoll wird. In Modezeitschriften wie Elle, Cosmopolitan oder Grazia kann und wird eine solche Selbstwahrnehmung in der Identifikation mit den Abgebildeten eingeübt.

Sich selbst mit den Augen der Anderen zu betrachten, ist eine allgemeine Voraussetzung für Identität – egal in welcher Kultur. Jedoch bringen der Vorgänger und der Nachfolger des Angestelltensubjekts diese anthropologische Grundtatsache in eine Balance mit einem Ich, das durch Praktiken trainiert wird, die den Subjekten helfen können, ‚bei sich zu sein‘: Bei Martha (★ 1900) und anderen Vorgängern von Heidrun ist es die Lektüre von Belletristik – der Brief, das Tagebuch –, welche eine Ausbildung des Ichs betreiben. Bei Anna und Nanette wird diese Stelle bspw. durch das Imaginär der Kommunikation ausgefüllt und die Gewöhnung an psychologische Sichtweisen (Illouz, 2004). Urgroßeltern- und Enkelgeneration reichen sich ab 2000 über die Angestelltenkultur hinweg die Hände.

3.3.3 Die kulturelle Hegemonie der Gegenwart – Das postmoderne Subjekt und die Logik der Singularisierung

Unter verschiedenen Gesichtspunkten ist so etwas wie eine kulturelle Wende beschrieben worden, die sich ab dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts ereignet.

Vielleicht ein wenig voreilig, sprachen damals einige von der Gegenwart als einer Zeit „nach der Moderne“ – der **Postmoderne** – oder abgemildert: **Spätmoderne** (Lyotard, 1999, Fukuyama, 1992).

Sollten Sie zu den älteren Studierenden gehören, werden Sie sich lebhaft daran erinnern, dass in vielen gesellschaftlichen Bereichen einmal etwas anderes galt. Sollten Sie zu den jüngeren gehören, dann ist das Neue einfach Ihre Lebenswelt.

In diesem Heft ist Ihnen diese offenbar einschneidend neue Fassung der Moderne schon begegnet: durch die neue Kindzentrierung der Familie markiert, welche die Eltern in einer intensiven Elternschaft umsetzen. Doch das Phänomen lässt sich im großen Zusammenhang erklären. Auf mehreren gesellschaftlichen Ebenen ansetzende Beschreibungen bieten bspw. Jean Baudrillard, Richard Sennett und – in Deutschland Ulrich Beck (Beck, 1986). Beck hat mit seiner Diagnose, seit dem Ende des 20. Jahrhunderts werde das Subjekt aus allgemeinen sozialen Vorgaben entbunden und in die Selbstverantwortung entlassen, vor allem das Alltagsempfinden vieler Menschen erreicht. Aber – wir sollten uns ruhig fragen: Sind die Menschen tatsächlich ‚freigesetzt‘, wie Beck meinte, sind sie jetzt wirklich ‚jenseits von Klasse und Stand‘ nur noch ‚Individuen‘?

Oder besteht das Neue, das Beck mit dem Wort Individualisierung beschrieb, vielleicht eher darin, dass immer mehr Menschen sich als Individuen wahrnehmen, sich als Individuen interpretieren? Sich selbst identitär anders als früher erzählen – und zwar mit starker Betonung ihrer Einmaligkeit? Dies würde ja durchaus zu den ‚Virtuosen der Selbstthematierung‘ (Burkart, 2006) passen, die der Soziologentag beschrieben hatte, gleichfalls zur neuen ‚Einzigartigkeit‘ des Kindes, zur Wahrnehmung der Geburt als individuelles Großereignis usw. ‚Individualität‘ wie ‚Individuum‘ wären dann eine Art und Weise, sich, aber auch Andere zu beschreiben.

Und in der Tat – der wichtige, gesellschaftskritische Befund Ulrich Bröcklings verweist auf so etwas: Sie und wir sind demgemäß seit wenigen Jahren auf dem Weg, ein „unternehmerisches Selbst“ zu entwickeln. Wir lernen, uns wie ein Unternehmen zu führen und zu optimieren. Arbeits- und Privatsphäre verschwimmen ineinander durch eine stetig geführte Selbstverbesserung. Dieser Vorgang ereignet sich durch Sehweisen, durch Benennungen, ‚Adressierungen‘, die in der Tradition Foucaults als solche Redeweisen verstanden werden, die über kurz oder lang das herstellen, was sie beschreiben. Wir sind in einem permanenten Prozess: „Ein unternehmerisches Selbst ist man nicht, man soll es werden.“ (Bröckling, 2007, S. 47)

Am weitesten werden die uns interessierenden Erscheinungen des fundamentalen Wandels in der weithin beachteten **Theorie von der „Singularisierung“** der Gesellschaft gefasst (Reckwitz, 2017): Anders als bei der These vom „unternehmerischen Selbst“ geht es darum, nicht nur zu schauen, wie die Menschen sich verändern, wenn sie irgendwie adressiert/angerufen werden. Und anders als bei Individualisierung geht es um viel weiter als den Menschen betreffende Phänomene der Vereinzelung. Es geht buchstäblich darum, dass alles Soziale von der „Vereinzelligung“ erfasst und verändert wird: Menschen, aber auch Objekte, Raum und Zeit, Ereignisse und sogar Kollektive, die in der Organisierten Moderne noch der Inbegriff von Norm- und Normalitätsproduktion waren.

Der zentrale Gedanke ist aber folgender:



„In der Spätmoderne findet ein gesellschaftlicher **Strukturwandel** statt, der darin besteht, dass die soziale Logik des Allgemeinen ihre Vorherrschaft verliert an **die soziale Logik des Besonderen**. Dieses Besondere, das Einzigartige, also das, was als nichtaustauschbar und nicht vergleichbar erscheint, will ich mit dem Begriff der Singularität umschreiben.“ (Reckwitz, 2017, S. 11)

Das Einzigartige ist also das, worum es geht? Also nicht mehr das ‚Normale‘ - normale, richtige Männer und normale, richtige Frauen?

In diese Logik schreibt sich der Umgang mit Kindern ein, mit Identität, der Rede über sich selbst, dem Kochen, den Konsumgütern, dem Besuch auf Flohmärkten, den individuell zusammengestellten Urlaubsreisen und nicht zuletzt auch mit dem persönlichen Charisma von Politikern usw.

In all dem zeigt sich eine Umkehr vom Allgemein-Normalen zum Einzigartigen-Besonderen, die bspw. auch in die Wortwahl hineingeht. Nehmen wir bspw. das Thema Integration: Ehemals ‚Behinderte‘ (aus der Perspektive der Normalität gesehen) sind ‚Menschen mit besonderen Fähigkeiten‘ geworden, worin sich der Anspruch auf Singularität ausdrückt.

Trotz aller Relativierung und Historisierung, die eine kulturtheoretische Betrachtungsweise immer an ihre Gegenstände heranträgt, müssen wir festhalten: Getragen wird diese neue allmählich hegemonial gewordene kulturelle Strömung zugleich von einer **Idee der Humanisierung des Lebens**, wie man schon früh in Frankreich unterstrichen hat (de Singly, 2003) – übrigens im eklatanten Unterschied zu Deutschland, wo anfangs egoistische Unterstellungen bzw. Interpretationen in der Beschreibung des Neuen im Vordergrund standen.

Zweifellos: „Man hat den Anspruch an das eigene Leben, es ästhetisch und ethisch durchzustrukturieren: das gesunde Essen, die Pflege des Körpers, vielseitige Freizeit und interessanter Beruf, die guten Schulen für die Kinder, von denen man mehr erwartet, ebenso vom Partner. Die anspruchsvolle Haltung gegenüber dem Leben ist typisch für die neue Mittelklasse“ (Cammann, 2017, 4. Oktober). Aber dieser Anspruch verbindet sich damit auch mit der Sorge um den Anderen. Ein wenig plakativ gesagt: Bio ist nicht nur Wellness, sondern auch Verantwortung.

Diese Sorge um den Anderen, welche für die neue kulturelle Hegemonie typisch ist, findet seinen Ausdruck auch in neuen Zugängen, bspw. im Studiengang Soziale Arbeit oder Kindheits- und Jugendpädagogik und anderen mehr, in denen Sie mit deutlich singularisierenden Konzepten bekannt gemacht werden, sei das in der Arbeit mit Kleinkindern, alten und höchstaltigen Menschen, in der Integrations- und Inklusionsarbeit, in dem Bemühen um Teilhabe etc.

Die Hegemonie steht keinesfalls auf so breiter Basis wie die Hegemonie der Angestellten im 20. Jahrhundert. Wie Reckwitz postuliert, sind es nicht ganz 30 % der Erwachsenen, die diese kulturelle Hegemonie tragen. Es sind überwiegend diejenigen, die Dank der Bildungsexpansion die neue Entwicklung seit den 1970er-Jahren zunächst als junge Menschen, dann aufgestiegen in Führungspositionen, forciert haben. Sie haben „die Konformität der bisherigen Gesellschaft attackiert. (...) Es ging nicht mehr um Lebensstandard, sondern um Lebensqualität und das ‚gute Leben‘“ (Cammann, 2017). Weg von Normen und Pflichten hin zu Selbstentfaltung und Liberalisierung. Darum ging es, und darum geht es immer noch.

Man kann dieser Hegemonie den Vorwurf machen, illiberal zu sein. Claudia Koppetsch behauptet, sie sei „in westlichen Gesellschaften zur herrschenden Ideologie geworden (...), die durch den Staat und die staatsnahen Eliten in Parteien, Verbänden und Bildungseinrichtungen mit oftmals illiberalen Mitteln vertreten und durchgesetzt wird. [Es sind] Minderheiten – Politiker, Journalisten, Banker, Hochschullehrer, Gewerkschaftsführer –, die Mehrheiten erklären, was das Beste für sie sei“ (Koppetsch, 2019, S. 124).

Übung 3.4:

Wenn die AfD in Deutschland Themen bedient wie ‚Genderwahn‘, ‚Klimalüge‘, ‚Migrationsstop‘, könnte dies nicht auch Ausdruck der Abwehr einer Hegemonialisierung sein? Handelt es sich um ein Unbehagen einer sich belehrt fühlenden und kulturell ins Hintertreffen geratenen Mehrheit, die den Populisten in den westlichen Ländern den Zulauf sichert?

Führen Sie Argumente aus Kultur- und Subjekttheorie zusammen!



Zusammenfassung

Ausgehend von einem bedeutungsorientierten Kulturbegriff haben wir uns dem Subjektbegriff genähert. Wenn Kultur jenes implizite und explizite Wissen ist, das sich in den Routinen zeigt, dann ist ein Subjekt **einerseits** diesem Wissen gegenüber passiv als Aufnehmendes ausgesetzt. Da es allerdings erst durch dieses Wissen handeln kann, wird es **andererseits** durch das Wissen frei. Frei ist es auch in der Umsetzung dieses Wissens im Alltag in individuell ausgestalteten Routinen. Am Beispiel: Anna und Heidrun ‚drängen‘ Nanette zwar je ihr Wissen auf – am Familientisch z.B. –, doch erlaubt dieses Wis-

sen Nanette, eine selbstständige Existenz in ihrer Gesellschaft zu führen – dann, wenn es ihr gelingt, einen Spiel-Sinn für die Regeln des Spiels zu entwickeln. Die Regeln zu lernen bedeutet, eine Subjektform anzunehmen sowie auch diesen Spiel-Sinn zu entwickeln. Kein Subjekt – weder Nanette noch Ronaldo – kann sich die Spielregeln aussuchen, nach denen die Spiele an seinem Ort und zu seiner Zeit gespielt werden. Aber das Subjekt ist frei dazu, sein Können zur Meisterschaft zu treiben.

Wir haben auch gesehen: Gerade ein bedeutungsorientierter Kulturbegriff legt uns nahe, Gesellschaften multikulturell zu verstehen. Da es immer mehrere Versionen der ‚modernen‘ Subjektivität gibt, finden wir verschiedene Subjektformen nebeneinander. Heidrun und Anna repräsentieren und verkörpern zwei verschiedene Versionen der Moderne – zwei Kulturen. Es scheint eine Gesetzmäßigkeit vorzuliegen, wonach gleichzeitige Kulturen miteinander in Konkurrenz treten, wobei wiederum gesetzmäßig nur eine davon eine beherrschende – hegemoniale – Stellung einnehmen kann.

Vom zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts bis zum vorletzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts beobachten wir eine Hegemonie einer Massenkultur: der Angestelltenkultur mit dem Angestelltensubjekt in der Organisierten Moderne. Vom Ende dieser Hegemonie bis in die Gegenwart folgt die hegemoniale Minderheitenkultur des postmodernen Subjekts, welcher es gelingt, ihre Logik zur vorherrschenden zu machen: die Logik der Singularisierung.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- 3.1 Was ist ein bedeutungsorientierter Kulturbegriff?
- 3.2 Was ist eine Subjektform?
- 3.3 Was ist eine kulturelle Hegemonie?

Schlussbetrachtung

Die Wirkung der Kulturtheorie erschöpft sich nicht in sozialwissenschaftlicher Arbeit, indem sie an den beobachteten Objekten eine weitere ‚Dimension des Sozialen‘ herausstellt. Sie wendet sich auch immer an die betrachtenden Subjekte selbst. Sie deutet auf diejenigen, die sich mit ihr einlassen! Sie fordert zu mehr **Selbstreflexivität** auf. Das ist das Geschäft, dass Foucault, Bourdieu, Goffman und andere betrieben haben.

Drei Dinge lohnen sich, nach der Lektüre dieses Studienheftes besonders ins Auge zu fassen:

1. **Wir selbst, als Professionelle und Privatpersonen, sind ‚historisch-kontingent‘:** So, wie wir das Handeln und Deuten unserer Adressaten als historisch geworden verstehen lernen, müssen wir uns selbst als historisch geworden betrachten. Wir handeln selbst nie so originell, wie wir uns dies manchmal vorstellen. Wir handeln aus eingeschränkter Perspektive, die viel eingeschränkter ist, als uns dies oft erscheint. Wir können uns nur das vorstellen, was uns zu unserer Zeit in unserem Kollektiv denkbar und machbar erscheint. Das zeigen der Fall Heidrun und der Fall Anna. Wir sind Teil einer sinnhaften Wirklichkeit. Wenn wir in beruflichem und privatem Alltag etwas leisten können, dann, indem wir uns das Wissen und Können, das uns zugänglich ist, so aneignen, dass wir die Situationen des Alltags meistern.
2. **Unsere Zugänge sind nicht alternativlos:** Unsere Grenzen sind kulturell, was wir tun, ist „kontingent“, das heißt, es ist weder der Weisheit letzter Schluss, noch könnte es nicht auch anders sein. Es gibt Alternativen; die wenigsten kennen wir, erscheinen uns freilich weniger sinnhaft, weniger plausibel. Unser Bauchgefühl sträubt sich dagegen. Aber wir wissen, dass es dies aus gutem Grund tut.
3. **Unser Verständnis einer anderen Wirklichkeit ist begrenzt:** Wirklichkeit gibt es nur im Plural. Multikulturalität einer Gesellschaft ist der Normalfall. Unsere Wirklichkeit endet an den Grenzen unseres Kollektivs. Habermas schreibt: „Das Verstehen einer symbolischen Äußerung erfordert grundsätzlich die Teilnahme an einem Prozeß der Verständigung. Bedeutungen, ob sie nun in Handlungen, Institutionen, Arbeitsprodukten, Worten, Kooperationszusammenhängen oder Dokumenten verkörpert sind, können *nur von innen* erschlossen werden. Die symbolisch vorstrukturierte Wirklichkeit bildet *ein Universum*, das gegenüber den Blicken eines kommunikationsunfähigen Beobachters hermetisch verschlossen, eben unverständlich bleiben müßte“ (Habermas 1981, S. 165). Tagtäglich begegnen uns – in Privatalltag und Beruf – ‚symbolisch vorstrukturierte Wirklichkeiten‘. Verstehen können wir diese, glauben wir diesem Autor, nur, indem wir die Innenperspektive eingehen. Doch auch die Familienzugehörigkeit ist keine Garantie für das Verständnis. Das zeigt uns der Fall Anna. Wollten Sie im harten kulturwissenschaftlichen Sinn des Wortes eine Welt ‚verstehen‘, müssten Sie in einem langwierigen und komplexen Prozess erst zum Mitglied dieser Welt werden. Dieser Prozess wäre nicht Studium. Dieser Prozess besteht vor allem aus Kommunikation. Und unseres Erachtens ist die Fähigkeit, kommunikative Prozesse (auch) unter einer kulturellen Perspektive beobachten, unterstützen und steuern zu können, eine der wesentlichen Beiträge, die Pädagogische Tätigkeit, Sozialpädagogik oder Soziale Arbeit zu leisten haben.

A. Bearbeitungshinweise zu den Übungen

Kapitel 1

- 1.1 (Sozial-)Pädagogische Praxis arbeitet am „Sozialen“. Das Soziale ist nicht begrenzt auf soziale Probleme oder die soziale Frage. Es ist die Gesamtheit gesellschaftlicher Erscheinungen! Um Allzuständigkeit und nachfolgend Burnout z. B. zu vermeiden, muss der Gegenstand pädagogischer und sozialpädagogischer Berufe begrenzt werden, damit ein professionelles Handeln möglich bleibt. Laut Scheu und Aufrata soll die professionelle Soziale Arbeit bspw. die Förderung sozialen Handelns leisten (Scheu & Aufrata, 2011, S. 44). Dabei geht es grundsätzlich um gelingende Alltagsbewältigung. Das Grundlagenwissen über das Soziale – auch in seiner kulturellen Dimension – kann uns helfen, diesen Beitrag zu leisten.

Kapitel 2

- 2.1 Mutter und Großmutter nehmen ihre Welt aufgrund ihres zugleich individuellen und kollektivbezogenen Koordinatensystems wahr.

Das zu bearbeitende Problem der Großmutter könnte in der Etablierung von Routinen liegen, wie sie als zentrale Aufgabe der Säuglingsbehandlung in der Mitte des 20. Jahrhunderts gesehen wurde. Wie die Geschichtswissenschaft zeigt, ist ein elterliches Ziel in der Mitte des 20. Jahrhunderts eine „Einstellung“ des Kindes, wohingegen Fehlentwicklungen des Kindes zu vermeiden sind, die fast zwingend zur „Tyrannisierung“ der Eltern führen (siehe 3. Kapitel). Hingegen sieht die Mutter es als ihre Aufgabe an, auf (von ihr als kaum berechenbare) individuell verstandene Bedürfnisse des Kindes zu reagieren. Füttert die Mutter nach Bedarf, dann eigentlich mit dem Fokus auf Bedürfnisse, von denen sie annimmt, dass sie sich im Schreien eindeutig kundtun (siehe auch die Elternratgeberliteratur von z. B. Remo Largo: ‚Jedes Kind ist einzigartig‘).

- 2.2 Dies wäre Heidruns Wirklichkeitsaneignung. Wenn Sie für sich selbst überlegen wollen, können Sie sich auch vom dritten Kapitel, genauer dem Abschnitt Hegemonien, inspirieren lassen.
- 2.3 Je nach Interesse, Haltung und Vorwissen zu den Überlegungen werden die Beispiele anders ausfallen.

- a) Anstelle einer Argumentation hier eine Tabelle:

	Heidrun	Anna
Themenwahl in der Familie	Allgemeingültiges; Bekanntes; Anekdotenförmiges; Konsensfähiges; Normalität; Richtig handeln heißt ...; Falsch handeln heißt ...; Ratschläge	Individuelles, Besonderes, Detailliert-Biografisches, Konflikte mit Anderen, Widerspruch, Gegenmeinung, Bedürfnisse, Gefühle
Zuhören/nicht zuhören	Zuhören kann, muss aber nicht	Nicht zuzuhören ist kränkend.
Orientierung an Personen	Aufmerksamkeit auf gute Stimmung in der gesamten Gruppe	Ich-Bezug, Tendenz zum Monolog, expliziter Anderenbezug bei Problematisierung

	Heidrun	Anna
Gefühlssteuerung	Außenorientierung, gute Stimmung der Gruppe vorrangig, keine ‚bad moods‘ am Tisch ausleben	Gefühlsbetont-subjektiv
Konflikt	Konzept unbekannt. Reaktion bei Differenzen, evtl. Erstaunen, Überspielen oder „Einschnappen“/bedrohliches Schweigen. Ausweg: Aussitzen	Ein bekanntes Konzept. Konflikte sollen ‚bearbeitet‘ werden durch Mitteilung, was man gefühlt hat, als ..., durch Klärung, ‚was jedem wichtig ist‘.

b) Der Einsatz von Kommunikation nach dem postmodernen Imaginär scheint die naheliegende Lösung – für ein postmodernes Subjekt. Drei große Probleme tun sich auf:

- 1) Kommunikation ist ein praktisches Können, das mittels verschiedener Problematisierungen und Techniken ausschließlich routiniert Probleme lösen kann. Kommunikation ist kein bloßes Buchwissen.
- 2) Es gibt ein Subjekt, das die Praktik nach jahrelangem Training beherrscht, das andere kennt kaum das Konzept „Kommunikation“. Auch das Konzept Konflikt ist dem einen nicht bekannt.
- 3) Das „könnende“ Subjekt müsste in einer solchen ungleichgewichtigen ‚Kommunikation‘ – streng genommen – sowohl Partei als auch Moderator sein, wenn es seine Kommunikation als Modell durchsetzen möchte. – Alles in allem scheint das aus unserer Sicht keine gute (bzw. eine problematische) Lösung. – Ein Anfang bestünde darin, die Rolle von Partei und Moderator nicht zu mischen – also bspw. noch einen Dritten herbeizuholen oder, wenn man sich selbst überlassen ist, stark zu entschleunigen, selbst immer wieder auf der Metaebene Unterschiede in der Kommunikation anzusprechen („Wir scheinen da unterschiedliche Ansätze zu haben“, „Wir reden von unterschiedlichen Sachen“) und selbst darauf zu achten, die Rollen nicht permanent zu vermischen.

2.4 Am Familientisch trifft sich die Familie, wenn sie sich anderswo nicht treffen kann. Es ist eine Sitte, die Sozialpädagoginnen oder Sozialarbeiter unterstützen sollten. Der Einstieg ist immer die Mahlzeit. Das ist ein sehr guter Türöffner. Anfangs muss genossen werden, jeder ist bei sich. Kleine Gefälligkeiten füreinander (Herüberreichen) werden ausgetauscht. Köche werden gelobt. Es gibt auch gute Getränke. Gute Stimmung ist wahrscheinlich. Dann kommt das Gespräch in Gang: Hier besteht Muße, Verschiedenes zwanglos und assoziativ anzusprechen.

2.5 Im calvinistischen Zusammenhang würde, auch wenn die Überlieferung von Wissen nicht durch Einweisung stattfinden kann, eine Wirklichkeitsaneignung über nichtsprachliches Verhalten stattfinden, über Sitzordnung, Körperbewegungen, alle Regelmäßigkeiten und Selbstverständlichkeiten.

Dort, wo Kinder zu schweigen haben, gilt Ähnliches. Für die Eltern bleibt allerdings zu hoffen, dass sie ihr rigides Verhalten gegenüber den Kindern am Familientisch nicht im Alter mit einem besonders miserablen Pflegeheimplatz büßen müssen.

Wo die Familientische fehlen und keine anderen Gelegenheiten zum Austausch bestehen, bleiben einige Subjektbereiche seitens der Familie unterbelichtet.

Kapitel 3

- 3.1 Die Gruppe, die manchmal als Generation Z bezeichnet wird, hat zweifellos die gleichen Probleme, identitären Zusammenhalt zu entwickeln, wie andere Protestbewegungen, z.B. Occupy. Da sie keine Partei gründen kann und ihr auch andere Möglichkeiten fehlen, sich abzustimmen, benötigt sie die Möglichkeit, eine imaginierte Community durch Abgrenzung herzustellen. Diese Abgrenzung können die Mitglieder Tag für Tag vollziehen, in der Schule, zu Hause, gegenüber Nachbarn – und dabei auf einem gleichsam umgekehrten Weg Identität herstellen.

Das wirkt strategisch sehr zweckmäßig. Die andere strategisch wertvolle Idee betrifft die Gruppe selbst, die durch Othering kreiert wird. Es sind nicht die unkritischen Konsumenten oder ‚der Kapitalismus‘ – dies wären Gegner, die kein Gesicht haben und in einer großen Gesamtgruppe von Leuten schwer auszumachen sind (Wer gehört dazu?). Es sind diejenigen, von denen man früher gesagt hätte, dass sie ‚in den besten Jahren‘ sind, jene Bevölkerungsgruppe, welche heute die größte Kaufkraft haben und gleichzeitig diejenigen, die die wichtigsten Positionen überall auf der Welt besetzen: Die Älteren – Menschen der Generation, die vor 1965 geboren sind: die Baby-„Boomer“.

Bei aller Überlegung zur Strategie dürfen wir nicht vergessen: Wir werden keinen Strategen ausmachen können ...

- 3.2 Es gibt wenige Publikationen zum Armee-Alltag der DDR. Der Schriftsteller Jürgen Fuchs hat sich in zwei Romanen und einigen Interviews zum Leben in der NVA geäußert und zeigt sich durchgehend sehr beunruhigt über die subjektivierende Wirkung in der Kaserne.

Abweichler, Unnormale und Außenseiter sind in der organisierten Moderne von vielen Kollektiven sehr routiniert produziert worden. In der DDR waren das bspw. je nach Kollektiv die Assis, die Spießer, die Überangepassten, die Parteiabweichler, die Russen, die Behinderten, die Schwulen. Da das Subjekt in vielen straff organisierten Kollektiven zu Hause war, diese Praxis kannte, war es für viele, die sich zum ersten Mal ‚draußen‘ sahen, recht eindrucksvoll.

Die Organsierte Moderne ist allerdings nicht nur die Erfinderin der Unnormalen, sondern auch der Peinlichkeit (dem unangenehmen Gefühl, durch sein Aussehen oder Verhalten als unnormale aufzufallen). Die Erfahrung des ersten halben Jahres dürfte sehr peinlichkeitsbesetzt gewesen sein. Zum anderen gab es eine auffällige Mitleidlosigkeit mit Ausgeschlossenen.

Es steht zu vermuten, dass die Erfahrung NVA typischerweise zu Schweigen über das Erlebte einerseits und zu mehr Anpassungsbereitschaft andererseits geführt hat.

- 3.3 Ihre Antwort würde uns sehr interessieren. Leider können wir sie nicht vorwegnehmen. Nur hier ein Hinweis. Die bekanntesten Beispiele finden sich zweifellos unter Kindern und Jugendlichen. Einige andere haben wir in der Lösung oben genannt.

- 3.4 Warum populistische Parteien den aktuellen großen Zulauf haben, wird ganz unterschiedlich beantwortet. Sicher ist, dass sie durch diesen Zulauf in Ländern wie Italien mit den ‚großen Volksparteien‘ nicht mal mehr konkurrieren, sondern diese Parteien als Parteien mit vielen Wählern geradezu ersetzt haben.

Sicher ist, nirgendwo ist eine populistische Partei schon einmal Sprachrohr einer Mehrheit gewesen. Das behaupten die Populisten – und es ist falsch! Die Wähler populistischer Parteien sind sehr unterschiedliche, in vieler Hinsicht überhaupt nicht zusammenpassende Menschen. Was sie eint, ist schwer zu sagen.

Sicher ist aber auch, dass zum Populismus beinahe überall in der Welt immer Fremdenfeindlichkeit gehört. Ist es das, was sie eint?

Dennoch ist es die große Frage, ob der Populismus ausschließlich von dieser Seite aus verstanden werden muss – von seiner Fremdenfeindlichkeit her.

Für uns sehr wichtig ist: Es beobachten einige, unter ihnen Cornelia Koppetsch und Andreas Reckwitz, dass populistische Parteien mit solchen **Programmen** für sich werben, die ‚antihegemonial‘ sind, die also das bekämpfen, was kulturell derzeit unwidersprochen zu gelten scheint. Neben den genannten Themen und Slogans gehört für populistische Parteien ja auch der Kampf gegen die Theater, gegen Intellektualismus und für die Rückkehr zur binären Geschlechtermatrix, für männlichen Patriarchalismus und für rigide Mittel der politischen Zielerreichung. Es kann überhaupt nicht verwundern, wenn Menschen, die sich heute im ehemals hegemonialen Programm zu Hause fühlen, nicht in den Bedeutungen der Gegenwart, sondern bei den Populisten ihre politische ‚Alternative‘ erblicken. – Wie unangenehm diese Wähler wohl überrascht werden, wenn eine solche Partei dann regiert, steht dabei auf einem ganz anderen Blatt!

Freilich wäre es unplausibel, antihegemoniale Reflexe als Alleinursache für die Existenz eines Trump oder eben der AfD zu erklären. Wie gesagt: Die Wähler populistischer Parteien sind sehr unterschiedliche, in vieler Hinsicht überhaupt nicht zusammenpassende Menschen. Im Fall von Deutschland wählen diese Wähler eine Gruppierung mit einem deutlich antihegemonialen Auftreten.

B. Lösungen der Aufgaben zur Selbstüberprüfung

Kapitel 1

- 1.1 Gemeinsam ist den Modellen, dass sie erklären, wie Handeln zustande kommt. Wobei die drei Modelle unterschiedlich plausibel auf das Problem der Doppelnatur des Menschen reagieren können. Das kulturtheoretische Modell versteht den Einzelnen weder als ganz frei (ökonomisches Modell) noch als ganz abhängig (soziologisches Modell). Das kulturtheoretische Modell negiert weder Ziele noch Normen, erklärt aber, wie sie zustande kommen: durch Wissen. Dieses Wissen klärt, welche individuellen Ziele überhaupt als denkbar und machbar erscheinen und wie es zur Entstehung von Normen kommt. Auch die Übereinstimmung sehr rigider Normen mit individuellem Wollen kann sie erklären.
- 1.2 Die UNESCO bietet einen Begriff von Kultur, der gegenüber dem hier im Heft präsentierten viel weiter ist. Aber auch der Gegenstand und Erklärungsansatz von Kultur ist verschieden: Die UNESCO verwendet einen **totalitätsorientierten** Kulturbegriff, der von Herder um 1800 her stammt (Reckwitz, 2000). Das werden Sie auch für sehr sinnvoll halten, wenn Sie an die Arbeit für das UNESCO-Weltkulturerbe denken. Interessiert sich die UNESCO für die Erscheinungen (materielle Kulturgüter, aber auch Lebensformen, Verhaltensweisen), dann geht unser Kulturbegriff in die Tiefe und fragt: Wie ist das alles möglich geworden? Bspw. Lebensformen erscheinen als Oberflächenphänomene, zu denen wir die Tiefenstruktur angeben können. Der im Heft präsentierte Kulturbegriff ist demnach ein **bedeutungsorientierter** Kulturbegriff: Hier geht es um Wissensordnungen, symbolische Tätigkeit. Ein weiterer wichtiger Unterschied besteht in der Lösung der festen Verbindung zwischen Kultur und Subjekt: Während die UNESCO die Subjekte ihrer Kultur eindeutig zuordnet, können wir zeigen, dass die Phänomene, um die es uns geht, nicht jedem Subjekt eindeutig zugerechnet werden können, da wir es mit Prozessen zu tun haben, bei denen die Subjekte ihre Kultur herstellen und nicht nur reproduzieren.

Kapitel 2

- 2.1 Was Sie interessiert, können nur Sie entscheiden! Uns erschien besonders interessant:
- KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT: Yves Winkin und Stéphane Olivesi zur orchestralen Kommunikation und zur Kommunikation als postmodernes Imaginär
 - ALTPHILOLOGIE: Johannes Grethlein und Daniel Mendelsohn über Odysseus als Lügner und Identitätskonstrukteur
 - ANTHROPOLOGIE: Claude Lévi-Strauss und seine Aussage, das Mentale sei kollektiv.
 - GESCHICHTSWISSENSCHAFT: Miriam Gebhardt in ihrem spannenden Buch über Elterntagebücher und die Ratgeber
 - SOZIOLOGIE: Hans Bertrams Feststellung: Die gelebte(n) Familie(nbeziehungen) in Deutschland geht über drei Generationen und ist an verschiedene Orte geknüpft.

- 2.2 Die Beantwortung dieser Frage ist wieder individuell. Wenn Sie die Definition in eigenen Worten wiedergeben können, dann ist dies eine gute Grundlage: „Aneignung der sozialen Wirklichkeit heißt, daß Taxonomien [Kriterien] und Deutungsschemata, soziale Raum-, Zeit- und Kausalitätstheorien, Selbstverständliches und Problematisches, typische Motivzusammenhänge und Relevanzstrukturen, Verhaltensrezepte und Bewertungshierarchien in subjektiven Besitz und selbstverständliche Routine übergeführt werden.“ (Luckmann, 1979, zitiert nach Funke & Hildenbrand, 2018, S. 220)
- 2.3 Identität ist ein Begriff, der das explizite Selbstverstehen (in Geschichten bspw. – Odysseus) und das implizite Selbstverstehen (in der Vorwegnahme von Erwartungen eines an uns interessierten Gegenübers – Robinson und Wilson, der Volleyball). Die Identität des Odysseus ist eine ‚hermeneutische‘ Identität, die dem Selbstverstehen dient. Die Identität des Robinson verortet und verankert das Subjekt sozial (Mead).

Identität ist immer ein Prozess und braucht die Anderen als Kommunikationspartner, als Vorbilder und solche, die man nicht sein will.

Kapitel 3

- 3.1 Sie sollten wissen, dass sich dieser Begriff von Kultur nur an Bedeutungen, Wissen und ihren Symbolen orientiert. Die Definition findet sich zu Beginn des Kapitels.
- 3.2 Menschen werden zu Subjekten. Sie können jedoch nicht beliebig, z.B. jeder anders, werden. Das wäre eine individualistische Illusion. Sie werden nach einer Form gestaltet, und schon bald in ihrem Leben gestalten sie sich selbst nach einer Form. Diese Form wollen sie erreichen. Sie wollen dazugehören, sie wollen kompetent sein, attraktiv. Die Form (und damit das, was als kompetent oder attraktiv gilt) ist abhängig von Kollektiven und ihren Kulturen; besonders wichtig zu jeder Zeit ist eine kulturelle Hegemonie.
- 3.3 Jede Gesellschaft ist multikulturell, jede Familie ist es. Der Ausdruck kulturelle Hegemonie sagt ja, dass es unterschiedliche kulturelle Formen gibt. In der Postmoderne gibt es Subjekte wie Anna, aber auch wie Heidrun. Sicher wird sich Heidrun mit der Zeit verändern, ebenso auch Anna, aber alle eher in Richtung Hegemonie. Heidrun bspw. hat, wie viele Subjekte der Angestelltenkultur seit einigen Jahren, ein I-Pad. Die Technikaffinität teilt sie mit vielen Subjekten ihrer Generation, die als ein Ausdruck der Fortschrittsoptimismus der Babyboomer verstanden werden kann. Heidrun informiert sich via YouTube-Tutorials über alles, was sie interessiert. Aufgrund der Vielfalt der Angebote im Internet kann sie ihren Interessen von früher treu bleiben – ohne sich von der neuen Hegemonie bevormundet zu fühlen.

Und Anna, die postmoderne Fünfzigjährige? Sie ist weit davon entfernt, ein Ronaldo der Kommunikation geworden zu sein. Nicht sie, aber Nanette ist eine Virtuosa der Selbstthematization: Mühelos kann Nanette über ihre Gefühle reden und dies überall. Sie kann zuhören, sie ist ganz beim Anderen, wenn der von sich spricht – während Anna vor allem weiß, dass dies alles wichtig ist, aber zu ihrem eigenen Ärger regelmäßig vom Jähzorn gepackt wird, sodass sie sich schamhaft sagen muss: „Ich bin wie mein Vater!“

Anna und Nanette haben das gleiche Wissen über Paarbeziehung, Kommunikation, Essen usw. – auch wenn ihr Spiel-Sinn unterschiedlich ausgebildet ist. Heidruns Wissen ist dagegen ein anderes als das ihrer Tochter und Enkelin.

Anna hat jüngere Freunde, von denen sagt sie, dass sie ihr oder Nanette überhaupt nicht, sondern eher Heidrun gleichen. Man verbringt einige Zeit miteinander. Aber weder hat sie den Eindruck, dass sie von Annas Nöten und Freuden je hören wollten. Noch bekommt sie je etwas anderes als sehr allgemeine und stereotype Selbstbilder von ihnen gespiegelt. Sie glauben ganz offensichtlich nicht an Kommunikation, als Mittel der Selbsterkundung, meiden jede Art von Überspanntheit und müssen sich im Job oder im Privatleben nicht selbst finden ... Und dann kennt sie ein schwules Paar, Mitte 80 – jedes Weihnachten trinkt sie ordentlich Wein mit ihnen, denen fühlt sie sich nah, wie selten jemandem ...

Anna ist immer wieder frappiert. Sie mag das ‚Diversität‘ nennen. Aber wir wissen, dies ist die kulturelle Realität: Verschiedene Subjektkulturen stehen nebeneinander und innerhalb dieser Kultur besitzen die Subjekte einen unterschiedlichen Spiel-Sinn.

C. Literaturverzeichnis

- Alkemeyer, T. & Bröckling, U. (2018). Jenseits des Individuums. Zur Subjektivierung kollektiver Subjekte. Ein Forschungsprogramm. In T. Alkemeyer & U. Bröckling (Hrsg.), *Jenseits der Person. Zur Subjektivierung von Kollektiven* (S. 17–33). Bielefeld: transcript.
- Anand, K. & Hickey, P. (1987). *Pain and its effects in the human neonate and fetus*. New York: Basic Books.
- Anders, G. (1986). *Lieben gestern. Notizen zur Geschichte des Fühlens*. München: C.H. Beck.
- Barlösius, E. (2006). *Pierre Bourdieu*. Frankfurt am Main: Campus.
- Barth, F. (1969). *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference*. <http://www.urbanlab.org/articles/Barth,%20Fredrik%201969.%20Ethnic%20groups%20and%20boundaries.pdf>. Bergen, Oslo, Tromsø: Universitetsforlaget
- Bauer, I. & Hämmerle, C. (2017). *Liebe schreiben. Paarkorrespondenzen im Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Behrend, O. (2020). *Einführung in die Familiensoziologie*. Studienheft der Euro-FH des Studiengangs Soziale Arbeit. Hamburg.
- Bensel, J. (2009). *Wie Sie Ihr Schreibaby verstehen und beruhigen: Ein Kursus in Eltern-Kind-Verständigung*. Ratingen: Oberstebrink.
- Bergmann, I. (1991). Über Erving Goffmans Soziologie des Gesprächs und seine ambivalente Beziehung zur Konversationsanalyse. In R. Hettlage & K. Lenz. (Hrsg.), *Erving Goffman – ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation* (S. 301–326). Bern, Stuttgart: UTB-Haupt.
- Bertram, H. (2000). Die verborgenen Familienbeziehungen in Deutschland: Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. In M. Kohli & M. Szydlik (Hrsg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft* (S. 97–121). Opladen: Leske + Budrich.
- Bleisch, B. (2018). *Warum wir unseren Eltern nichts schulden*. München: Hanser.
- Blumenberg, H. (1996). *Wirklichkeiten in denen wir leben: Aufsätze und eine Rede*. Stuttgart: Reclam.
- Bourdieu, P. et al. (1997). *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, P. (2000). *Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, P. (2005). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.

- Bowes, L., Joinson, C., Wolke, D. & Lewis, G. (2015). Peer victimisation during adolescence and its impact on depression in early adulthood: prospective cohort study in the United Kingdom. *The BMJ*. <https://doi.org/10.1136/bmj.h2469>
- Bröckling, U. (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Buchholz, M. (1990). *Die unbewußte Familie. Psychoanalytische Studien zur Familie in der Moderne*. Berlin u. a.: Springer.
- Bude, H. (2017). Soziologie der Freundschaft. *Berliner Journal für Soziologie*, 27, 547–557.
- Burkart, G. (2006). Virtuosen der Selbstthematisierung? In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München* (Teilbd. 1 und 2) (S. 3523–3531). Frankfurt am Main: Campus.
- Butler, J. (2001). *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Cammann, A. (2017, 4. Oktober). Wir Einzigartigen. *ZEIT*. Interview mit Andreas Reckwitz. <https://www.zeit.de/2017/41/mittelschicht-kultur-individualisierung-andreas-reckwitz>
- Corbin, A., Courtine, J.-J. & Vigarello, G. (Hrsg.). (2011). *Histoire de la virilité. Volume II, Le triomphe de la virilité. Le XIXe siècle*. Paris: Le Seuil.
- Czerny, A. (1911). *Der Arzt als Erzieher des Kindes*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Duerr, H.P. (2011). *Die Fahrt der Argonauten*. Berlin: Insel.
- Ehnis, P. (2009). *Väter in Erziehungszeiten. Politische, kulturelle und subjektive Bedingungen für mehr Engagement in der Familie*. Sulzbach im Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Erdmann, E. & Fischer, L. (2018, 6. Juli). Wieso kommen gerade so viele Babys zur Welt? *ZEIT online*. <https://www.zeit.de/wissen/2018-07/geburten-deutschland-anstieg-2018>
- Fabian, J. (1995). Präsenz und Repräsentation. Die Anderen und das anthropologische Schreiben. In E. Berg & M. Fuchs (Hrsg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation* (2. Auflage) (S. 335–364). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1971). *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1978). Was ist Kritik? In M. Foucault (Hrsg.), *Kritik des Regierens. Schriften zur Politik* (S. 237–257). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1981). *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Funcke, D. & Hildenbrand, B. (2018). *Ursprünge und Kontinuität der Kernfamilie*. Wiesbaden: Springer.

- Fukuyama, F. (1992). *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?* Aus dem Amerikanischen von Helmut Dierlamm, Ute Mihr und Karlheinz Dürr. München: Kindler.
- Gay, P. (1992). *Die zarte Leidenschaft*. Berlin: Aufbau.
- Gebhardt, M. (2007). „Ganz genau nach Tabelle“ – Frühkindliche Sozialisation in Deutschland zwischen Normerfüllung und Dissonanzerfahrungen der Eltern, 1915–1965. *Jahrbuch für Historische Bildungsforschung*, 13, 239–266.
- Gebhardt, M. (2009). *Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen. Eine Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert*. München: DVA.
- Gergen, K.J. (1991). *The saturated self. Dilemmas of identity in contemporary life*. New York: Basic Books.
- Goffman, E. (1973). *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, E. (2003). *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- GRAZIA (1960). *Ohne Titel*. GRAZIA, 12, 24.
- Grethlein, J. (2017). *Die Odyssee. Homer und die Kunst des Erzählens*. München: C. H. Beck.
- Groebner, V. & Wildt, M. (2015). Leni Riefenstahl, Kongsie, 12. September 1939. Hinschauen, fühlen, fotografiert werden. *Mittelweg* 36, 24 (1–2), 5–14.
- Grotjahn, A. (1910). *Die hygienische Forderung: Der hygienische Mensch, die hygienische Familie, die hygienische Siedlung, das hygienische Volk*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Gruschka, A. (2013, 17. Juni). Jesper Juul: Schulfarkt: Müssen Lehrer lernen, sich beim Schüler zu bedanken? *FAZ online*. <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/sachbuch/jesper-juul-schulfarkt-muessen-lehrer-lernen-sich-beim-schueler-zu-bedanken-12224938.html>
- Habermas, J. (1981). *Theorie des kommunikativen Handelns*. Band 1: Handlungsrationale und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hessinger, P. (2010). Das Gegenüber des Selbst und der hinzukommende Andere. Die Figur des Dritten in der soziologischen Theorie. In E. Eßlinger, T. Schleichriemen, D. Schweitzer & A. Zons (Hrsg.), *Die Figur des Dritten: ein kulturwissenschaftliches Paradigma* (S. 65–79). Berlin: Suhrkamp.
- Hildenbrand, B. (2006). Dissensfiktionen bei Paaren. In G. Burkart (Hrsg.), *Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematization* (S. 185–206). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hirschauer, S. (2017). Praxis und Praktiken. In R. Gugutzer, G. Klein & M. Meuser (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie* (S. 91–96). Wiesbaden: Springer.

- Hucklenbroich, C. (2014, 1. Juli). Als Jeffreys Mutter Fragen stellte. *FAZ online*. <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/schmerz/ueber-den-schmerz-2-als-jeffreys-mutter-fragen-stellte-13012474.html>
- Illouz, E. (2004). *Die therapeutische Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Isbon, J. (2006). *Picturing Men: A Century of Male Relationships in Everyday American Photography*. Chicago: University of Chicago Press.
- Ismer, S., Beyer, M. & von Scheve, C. (2015). *Soziale Konsequenzen kollektiver Emotionen: Identifikation und Solidarität nach innen sowie Abgrenzung nach außen?* https://www.researchgate.net/publication/300497893_Soziale_Konsequenzen_kollektiver_Emotionen_Identifikation_und_Solidaritat_nach_innen_sowie_Abgrenzung_nach_aussen
- Jaeger, W. (1934). *Paideia. Die Formung des griechischen Menschen*. Berlin, Leipzig: Walter de Gruyter.
- Juul, J. (2005). *Aus Erziehung wird Beziehung. Authentische Eltern – kompetente Kinder*. Freiburg: Herder.
- Juul, J. (2011). *Mann und Vater sein*. Freiburg: Herder.
- Kaufmann, J.-C. (2014). *Identités: la bombe à retardement*. Paris: Textuel.
- Kaufmann, J.-C. (2007a). *Familles à table*. Paris: Armand Colin.
- Kaufmann, J.-C. (2007b). *Was sich liebt, das nervt sich*. Konstanz: UVK.
- Kaufmann, J.-C. (2005). *Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität*. Konstanz: UVK.
- Keppler, A. (1997). Familie als Gespräch. Zu Identität und Interaktionsform familiärer Gemeinschaften. In M. Wicke (Hrsg.), *Konfigurationen lebensweltlicher Strukturphänomene. Soziologische Varianten phänomenologisch-hermeneutischer Welterschließung* (S. 143–156). Wiesbaden: Springer.
- Koppetsch, C. (2019). *Gesellschaft des Zorns. Warum Rechtspopulisten so erfolgreich sind*. Bielefeld: transcript.
- Krappmann, L. (1969). *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kraus, W. (1999). *Identität als Narration: Die narrative Konstruktion von Identitätsprojekten*. Colloquium vom 22.04.1999. <http://web.fu-berlin.de/postmoderne-psych/berichte3/kraus.htm>
- Laureys, M. & Lessenich, R. (2017). Humanität. In L. Kühnhardt & T. Mayer (Hrsg.), *Bonner Enzyklopädie der Globalität. Band 1 und 2* (S. 1379–1388). Wiesbaden: Springer.
- Lenoir, R. (2003). *Généalogie de la morale familiale*. Paris: Le Seuil.

- Lenz, K. & Scholz, S. (2013). Das idealisierte Kind. Elter(n)-Kind-Beziehungen in populären Erziehungsratgebern. In S. Scholz, K. Lenz & S. Dreßler (Hrsg.), *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute* (S. 257–274). Bielefeld: transcript.
- Lévi-Strauss, C. (1978). *Traurige Tropen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C. (1999). Einleitung in das Werk von Marcel Mauss. In M. Mauss (Hrsg.), *Soziologie und Anthropologie* (Bd. I) (S. 7–41). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luckmann, T. (1986). Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 27, 191–211.
- Luhmann, N. (1982). *Liebe als Passion: Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lyotard, J.-F. (1999). *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht* (4. Auflage). Wien: Passagen.
- Marcelli, M. (2010). Telegraf, Orchester, Stadt. Kommunikation als Problem der Menge. In L. Engell, J. Bystricky & K. Krtilova (Hrsg.), *Medien denken. Von den Bewegungen des Begriffs zu den bewegten Bildern (Kultur- und Medientheorie)* (S. 37–49). Bielefeld: transcript.
- Marshall, J.L., Godfrey, M. & Renfrew, M.J. (2007). Being a ‚good mother‘: Managing Breastfeeding and Merging Identities. *Social Science & Medicine*, 65(10), 2147–259.
- Mead, G.H. (2015). *Mind, Self, and Society*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Mendelssohn, D. (2019). *Eine Odyssee. Mein Vater, ein Epos und ich. Eine Odyssee*. München: Siedler.
- The Metropolitan Museum of Art (n.d.). *Terracotta plaque*. <https://www.metmuseum.org/art/collection/search/253053>
- Mendgen, A. (2018, 8. November). Streit der Generationen. *ZEIT Online*. <https://blog.zeit.de/teilchen/2019/11/08/ok-boomer-streit-der-generationen/>
- Metz, N. (2017, 15. November). Darf man sein Baby schreien lassen? [Blogbeitrag]. *familie.de*. <https://www.familie.de/baby/liebe-und-zuwendung-fuers-baby/>
- Moebius, S. & Quadflieg, D. (2006). Kulturtheorien der Gegenwart – Heterotopien der Theorie. In S. Moebius & D. Quadflieg (Hrsg.), *Kultur. Theorien der Gegenwart* (S. 9–16). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Müller, C.T. (2004). Die „EK-Bewegung“ in den Kasernen der NVA. Eine Form „sekundärer Anpassung“ in „totalen Institutionen“. In H. Ehlert & M. Rogg (Hrsg.), *Militär, Staat und Gesellschaft in der DDR. Forschungsfelder, Ergebnisse, Perspektiven* (= Militärgeschichte der DDR, Band 8) (S. 559–583). Berlin: Ch. Links Verlag.
- Müller, C. T. (2014). Militär im Leben – Leben im Militär. Staatsbürger und Streitkräfte im geteilten Deutschland. *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 27, 1 und 2, 14–26.

- Oevermann, U. (2014). Sozialisationsprozesse als Dynamik der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade und als Prozesse der Erzeugung des Neuen durch Krisenbewältigung. In D. Garz & B. Zizek (Hrsg.), *Wie wir zu dem werden, was wir sind* (S. 15–69). Wiesbaden: Springer.
- Olivesi, S. (2006). *La Communication au travail. Une critique des nouvelles formes de pouvoir dans les entreprises*. Grenoble: Presses universitaires de Grenoble, coll. Communication en plus.
- Pequenina (1955). O Conde de Monte Cristo. *Pequenina*, 10.
<https://comicvine.gamespot.com/abbe-faria/4005-4014/images/>
- Preglau, M. (2015). Symbolischer Interaktionismus: George Herbert Mead. In J. Morel, E. Bauer, T. Meleghy, H.-J. Niedenzu, M. Preglau & H. Staubmann (Hrsg.), *Soziologische Theorie. Abriss der Ansätze ihrer Hauptvertreter* (9. Auflage) (S. 52–66). München: Oldenbourg.
- Reckwitz, A. (2000). *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reckwitz, A. (2004). Die Entwicklung des Vokabulars der Handlungstheorien: Von den zweck- und normorientierten Modellen zu den Kultur- und Praxistheorien. In M. Gabriel (Hrsg.), *Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie* (S. 303–328). Wiesbaden: Springer.
- Reckwitz, A. (2006). *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reckwitz, A. (2008). *Subjekt*. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, A. (2017). *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Reemtsma, J. P. (2015). Warum Affekte? *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung*, 1–2, 15–26.
- Reinhardt-Becker, E. (2005). Liebeslehren der Kälte. Männer und Frauen im Versuchslabor von Irmgard Keuns Gilgi-Roman. In W. Fähnders & P. Josting (Hrsg.), *Laboratorium Vielseitigkeit. Zur Literatur der Weimarer Republik* (S. 295–310). Bielefeld: Aisthesis.
- Retzer, A. (2009). *Lob der Vernunftfehe. Eine Streitschrift für mehr Realismus in der Liebe*. München: Hanser.
- Rosa, H. (2018, 14. Februar). Reckwitz-Buchforum (8): Die Gesellschaft der Singularitäten. *Soziopolis. Gesellschaft beobachten*. <https://soziopolis.de/beobachten/kultur/artikel/reckwitz-buchforum-8-die-gesellschaft-der-singularitaeten/>
- Rose, L. & Schmied-Knittel, I. (2011). Magie und Technik: Moderne Geburt zwischen biografischem Event und kritischem Ereignis. In P.-I. Villa, S. Moebius & B. Thiessen (Hrsg.), *Soziologie der Geburt: Diskurse, Praktiken und Perspektiven* (S. 75–100). Frankfurt am Main, New York: Campus.

- Salmela, M. & von Scheve, C. (2017). Emotional roots of right-wing political populism. *Social Science Information*, 56(4). https://www.researchgate.net/publication/313021361_Emotional_roots_of_right-wing_political_populism
- Sartre, M. (2011). Virilités grecque. In A. Corbin, Courtine, J.-J. & G. Vigarello (Hrsg.), *Histoire de la virilité. Volume I. L'invention de la virilité* (S. 31–62). Paris: Seuil.
- Scherr, A. (2002). Subjektbildung in Anerkennungsverhältnissen. In B. Hafeneger, P. Henkenborg & A. Scherr (Hrsg.), *Pädagogik der Anerkennung, Grundlagen, Konzepte, Praxisfelder* (S. 26–44). Schwalbach/Ts.: Wochenschau-Verl.
- Scheu, B. & Aufrata, O. (2011). *Theorie Sozialer Arbeit: Gestaltung des Sozialen als Grundlage*. Wiesbaden: Springer.
- Schmidt, R. (2012). *Soziologie der Praktiken*. Berlin: Suhrkamp.
- Schneider, N. (2000). Konsum und Gesellschaft. In D. Rosenkranz (Hrsg.), *Konsum. Soziologische, ökonomische und psychologische Perspektiven* (S. 9–22). Opladen: Leske + Budrich.
- Scholtes, K. (2016). Vom Glück zu dritt: Auswirkungen der Elternschaft auf die Partnerschaft. *Psychotherapeut* 67, 37–42.
- Segalen, M. & Martial, A. (2013). *Sociologie de la famille* (8. Auflage). Paris: Armand Colin Collection U.
- de Singly, F. (1996). *Le soi, le couple et la famille*. Paris: Nathan.
- de Singly, F. (2001). *Sociologie de la famille contemporaine* (3. neubearbeitete Auflage) (dt. Übers. der ersten Auflage: Die Familie der Gegenwart. 2. Aufl. UVK. 1997). Paris: Nathan.
- Sinus-Institut. (2018). *Informationen zu den Sinus Milieus® 2018. Stand: 09/2018*. https://www.sinus-institut.de/fileadmin/user_data/sinus-institut/Bilder/Sinus-Milieus_092018/2018-09-18_Informationen_zu_den_Sinus-Milieus.pdf
- Steinmann, K. (2015). *König Ödipus*. Stuttgart: Reclam.
- Stern, D. & Bruschiweiler-Stern, N. (2000). *Geburt einer Mutter. Die Erfahrung, die das Leben einer Frau für immer verändert*. Frankfurt am Main: Brandes + Apsel Verlag.
- Straub, J., Sabisch-Fechtelpeter, K. & Sieben, A. (2012). Homo modificans, homo modificatus. In A. Sieben, K. Sabisch-Fechtelpeter & J. Straub (Hrsg.), *Menschen machen. Die hellen und dunklen Seiten humanwissenschaftlicher Optimierungsprogramme* (S. 9–26). Bielefeld: transcript.
- Szydlík, M. (2002). Wenn sich Generationen auseinanderleben. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 22(4), 362–374.
- Szydlík, M. (2006). *Kooperation und Konflikt zwischen Familiengenerationen*. P.AGES 8 – Diskussions-Papier der Forschungsgruppe Arbeit, Generation, Sozialstruktur (AGES) der Universität Zürich. <https://www.suz.uzh.ch/dam/jcr:ffffffffff-a63c-46e3-0000-00003bf3ae55/PAGES-08.pdf>

- Tomasello, M. (2014). *Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens*. Berlin: Suhrkamp.
- UNESCO. (1983). *Weltkonferenz über Kulturpolitik. Schlussbericht der von der UNESCO vom 26. Juli bis 6. August 1982 in Mexiko-Stadt veranstalteten internationalen Konferenz*. Hrsg. von der Deutschen UNESCO-Kommission. München: Saur.
- Veyne, P. (1984). Homosexualität im antiken Rom. In P. Ariès, A. Béjin & M. Foucault (Hrsg.), *Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland* (S. 40–49). Frankfurt am Main: Fischer.
- Villa, P.-I., Moebius, S. & Thiessen, B. (Hrsg.). (2011). *Soziologie der Geburt: Diskurse, Praktiken und Perspektiven*. Bielefeld: transcript.
- Wehler, H.U. (1987). *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Band 1: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815. München: C.H. Beck.
- Wehler, H.U. (2003). *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Band 4: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949. München: C.H. Beck.
- Wikipedia. (2013). *Dribble de C. Ronaldo*. https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/8c/Dribble_de_C.Ronaldo.jpg
- Winkin, Y. (1996). *Anthropologie de la communication. De la théorie au terrain*. Bruxelles: Éditions De Boeck.
- Winkin, Y. (1981). *La nouvelle communication*. Paris: Éditions du Seuil.
- Wulf, C., Hänsch, A. & Brumlik, M. (Hrsg.). (2008). *Das Imaginäre der Geburt – Praktiken, Narrationen und Bilder*. München: Fink.
- Zang, S. (2019). Wenn Kinder Schmerzen haben. *JuKiP*, 8, 20–23.
- Zeldin, T. (1978). *Histoire des passions françaises*. Paris: Plon.
- Ziemann, A. (2011). *Medienkultur und Gesellschaftsstruktur. Soziologische Analysen*. Wiesbaden: VS Verlag.

D. Empfohlene Literatur

Gebhardt, M. (2009). *Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen. Eine Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert*. München: DVA.

Koppetsch, C. (2019). *Gesellschaft des Zorns. Warum Rechtspopulisten so erfolgreich sind*. Bielefeld: transcript.

Reckwitz, A. (2008). *Subjekt*. Bielefeld: transcript.

Reckwitz, A. (2017). *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.

E. Abbildungsverzeichnis

Abb. 1.1	Drei Möglichkeiten von Handlungserklärungen und wie sie aufeinander aufbauen	5
Abb. 2.1	Edmont Dantes gewinnt Bezüge zu sich und seinem durch Einzelhaft infrage gestellten Leben zurück.....	30
Abb. 2.2	Odysseus kommt als nackter Bettler und stark gealterter Mann nach Hause. Terrakotta-Plättchen, ca. 460–450 v. Chr.	33
Abb. 2.3	Familiertisch	39
Abb. 2.4	Familienkommunikation der Triade mit einer aktivierten Dyade, zwei inaktiven Dyaden	43
Abb. 2.5	Rotation der Triade schematisch: Die wechselnde Aktivierung der Einzeldyaden durch Einschluss-Ausschluss-Dynamik	44
Abb. 3.1	Die wichtigsten Praktiken, in denen sich das Subjekt formt, auf einen Blick	53
Abb. 3.2	Cristiano Ronaldo, ein praktischer Köhner mit „Spiel-Sinn“	53
Abb. 3.3	Lustvolle Ausgrenzungsspiele im sozialistischen Kollektiv beim 1½- jährigen Ehrendienst bei der Nationalen Volksarmee der DDR.	61
Abb. 3.4	Artefakt, 3,5 cm, zugehörig dem EK-System. Alter unbekannt, von Generation zu Generation beim Aufstieg ins zweite Diensthalbjahr vererbt. Letzter Einsatz: Winter 1989/1990	63
Abb. 3.5	Soziodemografische Zwillinge	65
Abb. 3.6	Milieus in Deutschland 2018 nach der Sinus-Milieu-Studie	66
Abb. 3.7	Freundschaft im 19. und im 20. Jahrhundert.....	72
Abb. 3.8	Das weibliche Angestelltensubjekt als Objekt männlicher Subjekte.	74

F. Sachwortverzeichnis

A		H	
Abjection	58	Hegemonie	67
AfD	77	Hygiene	68
Alterität	58	I	
Angestelltensubjekt	70	Identität	28
Ausgrenzung	59	Identitätsverlockung	56
Außenseiter	59	Imaginär	
B		der Geburt	23
Balance	44	der Kommunikation	38
Barbar	57	implizit	28
Beziehung		Individuum	24
intime	30	Institution	
Bindung	25	totale	62
Bürgertum	68	Interesse	6
D		K	
Der Dritte	42	Kind	
Diskurse	54	angepasstes	25
Dyade	41	einzigartiges	25
E		Kindheit	28
Einzigartigkeit	75	Klimalüge	77
EK-Bewegung	61	knowing how	53
Elternschaft	23	knowing that	53
intensive	19	Kollektive	70
Elterntagebuch	68	Kommunikation	16
Experte	21	orchestrale	38
Experten	69	Kompetenz	
explizit	28	soziale	44
F		Konflikt	1
Familie	21	Kulturbegriff	
Familientisch	39	bedeutungsorientierter	47
G		totalitätsorientierter	47
Geburt	15	L	
Gefühle	55	Lebensform	66
Genderwahn	77		
Geschlechtsrollen	73		
Glatte	62		

M		S	
Mahlzeit	39	Säugling	18
Missverständnis	49	Säuglingspflege	21
Moderne	64	Schreienlassen	68
multidisziplinär	57	Selbstdeutung	28, 72
Multikulturalität	79	Selbstoffenbarung	38
Mutterschaft	18	Selbstthematisierung	37
		Singularisierung	75
N		Singularität	76
Narration	33	Sinus-Milieus	66
Normalismus	71	Spiel-Sinn	53
Normen	4	Staats-Familialismus	21
NVA	61	Stillen	19
		Subjekt	
O		postmoderne	75
Odyssee	32	Subjektdarstellung	54
ok, Boomer	59		
Operationen ohne Schmerzmittel	22	T	
Orchester	37	Theater	36
Organisation	69	Triade	
Organisierte Moderne	69	rotierende	48
Othering	58	Tyrann	
		kindlicher	22
P			
Partnerschaftssemantik	71	W	
passionate attachment	55	Werte	4
Peergruppe	70		
Peinlichkeit	72		
Perspektivwechsel	43		
Postmoderne	23		

G. Einsendeaufgabe

Kulturtheorie: Der Mensch als Subjekt

Online-Code:

SOTEH03-XX02-A02

Name:	Vorname:
Postleitzahl und Ort:	Straße:
Matrikel-Nr.:	Studiengangs-Nr.:
Heftkürzel: SOTEH03	Druck-Code: 0522A02

Tutor/-in:

Datum:

Note:

Unterschrift:

Zur Einsendung der Lösungen nutzen Sie bitte möglichst die Word-Vorlage auf dem Online-Campus. Geben Sie hierbei bitte in jedem Fall das Heftkürzel und den Druck-Code an.

1. Sie haben in diesem Studienheft der Soziologie einen kultur- bzw. subjekttheoretischen Zugang kennengelernt. Darum widmen wir uns zunächst dem Begriff *Subjekt* und dann dem Begriff *Kultur*. Die erste Frage lautet: Was ist ein Subjekt? Was sagt der Begriff aus und wie wird dadurch der Mensch gesehen?
6 Pkt.
2. Was ist ein „Individuum“ in der Perspektive der Subjekttheorie?
2 Pkt.
3. Erinnern Sie sich bitte an mindestens fünf Autoren aus dem Bereich Kultur- und/oder Subjekttheorie, die diese Zugänge maßgeblich geprägt haben bzw. prägen (und deren Namen man ruhig einmal gehört haben sollte)!
5 Pkt.
4. Kennengelernt haben Sie die Zugänge Subjekt und Kultur an den Beispielen Kindererziehung und Familienkommunikation. Welche Spezifika gelten für Familienkommunikation als orchestrale Kommunikation? Nennen und erläutern Sie mindestens 4 Merkmale!
8 Pkt.
5. Warum sind Familien stets als multikulturell zu verstehen?
3 Pkt.
6. Besonders wichtig, da im Alltag und der Politik oft falsch oder verkürzt verstanden/verwendet, ist der Kulturbegriff. Was ist (kulturtheoretisch) unter Kultur zu verstehen? Welche verschiedenen Zugänge/Kulturbegriffe haben Sie kennengelernt und welcher davon ist für soziale Berufe von Bedeutung?
10 Pkt.
7. Wofür braucht das Subjekt einen „Anderen“, von dem es sich unterscheidet?
3 Pkt.
8. Welche Konzepte der Unterscheidung von „Anderen“ kennen Sie? Erklären Sie diese!
3 Pkt.

9. Was ist eine kulturelle Hegemonie und wofür ist sie da bzw. welcher Einfluss wird ihr zugeschrieben?
5 Pkt.
10. Benennen Sie die drei im Studienheft vorgestellten Modelle zur Erklärung menschlichen Handelns nach Reckwitz 2000/2004 und erläutern Sie diese (15 Pkt.; je 2 auf Nennung und 3 auf Erläuterung).
15 Pkt.
11. Warum schließen sich die drei Erklärungsansätze nicht aus?
3 Pkt.
12. Überlegen Sie, welche Menschenbilder hinter den jeweiligen Modellen stecken?
6 Pkt.
13. Warum sind Werte und Normen keine kulturtheoretischen Kategorien? Erläutern Sie Ihre Argumentation je an Beispielen.
5 Pkt.
14. Was ist hingegen eine zentrale kulturtheoretische Kategorie? Erläutern Sie Ihre Argumentation je an Beispielen.
5 Pkt.
15. Welche Einsichten liefert die Subjekt- und Kulturtheorie für soziale Berufe?
3 Pkt.
16. Wozu fordert die Subjekt- und Kulturtheorie uns Professionelle auf? Und wozu fordert sie konkret im Hinblick auf das Verstehen des Verhaltens von Adressaten auf?
6 Pkt.
17. Erinnern Sie sich an die Geschichte von Heidrun und Anna? Worin bestehen die zentralen Annahmen/das Wissen und die Praktiken im Hinblick auf den Umgang mit Säuglingen in der Angestelltenkultur vs. postmodernen Kultur? Sammeln Sie Beispiele bzw. Themen, die sich unterscheiden oder gar diametral gegenüberstehen.
10 Pkt.
18. Was kann man schließlich unter Singularisierung verstehen?
2 Pkt.
- Gesamt: 100 Pkt.***